## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

# Napoleons letzte Liebe.

Zweite Abtheilung. — Dritter Band.

# Napoleons letzte Liebe.

Historischer Roman in zwei Abtheilungen

von

**Julius Bacher.**

## Zweite Abtheilung:

## Um Freiheit und Thron.

**Dritter Band.**





**Berlin, 1868.**

Druck und Verlag von Otto Janke.

# Inhalt des dritten Bandes.

(2. Abtheilung.)

## Erstes Capitel.

### In Monte-Serrato.

Fast vierzehn Tage waren Bordone seit seinem letzten Besuch bei Vantini dahin gegangen, ohne daß er Muße fand, denselben zu wiederholen. Zu sehr von Napoleon und der Fürstin in Anspruch genommen, sah er seinen Ausflug stets verhindert und mußte sich mit dem in der Gesellschaft des Kaisers gemachten flüchtigen Besuch bei Vantini begnügen, wobei er kaum Gelegenheit fand, mit Julia ein paar freundliche Worte auszutauschen.

Um so freudiger wurde er daher überrascht, als ihm Napoleon eines Abends den Auftrag ertheilte, sich am nächsten Tag nach Longone zu begeben und einige von ihm bezeichnete Geschäfte, welche sich auf den daselbst befindlichen Waffenvorrath bezogen, zu erledigen.

Wie angenehm war ihm derselbe, da ihm dadurch endlich die so lange schon ersehnte Gelegenheit gewährt wurde, Julia für längere Zeit und ungestört zu sehen; denn er war sogleich bedacht, diesen Ausflug zu einem Besuch seiner Freunde zu benutzen und hoffte die dazu erforderliche Zeit trotz seiner Geschäfte zu gewinnen. Um diesen Vortheil mit Sicherheit zu erreichen, brach er daher am andern Morgen schon früh von Ferrajo auf.

Ein milder sonniger Tag, den der Winter dem Lenz abgestohlen zu haben schien, begünstigte seinen Ausflug in der besten Weise und steigerte zugleich die durch die Hoffnung auf Julia's Wiedersehen in ihm erzeugte Heiterkeit seiner Seele.

Wie viel hatte er ihr zu sagen und wie wenig hatte sie von Allem erfahren! Die Verhältnisse erlaubten jedoch eine vertrauliche Unterredung nicht, da ihr Beisammensein stets nur im Zimmer und in Gegenwart der Signora Vantini stattfand; heute jedoch gestattete der schöne Tag den Besuch des Gartens und an diesen Umstand knüpfte sein Herz die angenehme Aussicht, seine Wünsche endlich erfüllt zu sehen.

Nach einem beschleunigten Ritt erreichte er Longone zu ziemlich früher Stunde und konnte daher seine Geschäfte mit der vollsten Muße erledigen; dann aber brach er auch sogleich nach Vantini's Besitzung auf. Der Weg dahin führte über die Einsiedelei Monte Serrato.

In dem Sonnengolde des heiteren Tages lag dieselbe still und friedlich da und seine Lieblichkeit würde Bordone unter andern Umständen vielleicht veranlaßt haben, dem frommen Bruder daselbst den einst versprochenen Besuch abzustatten; heute jedoch fühlte er sich dazu nichts weniger als veranlaßt.

Indem er langsam durch das Thal ritt und sich der Kapelle näherte, gewahrte er eine Frauengestalt, die in der Pforte erschien und sich anschickte die Steintreppe hinunter zu steigen; ein Laut freudigen Erstaunens entriß sich seinen Lippen; er hatte in derselben Julia erkannt.

Rasch verließ er sein Pferd, übergab es dem ihn begleitenden Diener und eilte zu ihr. Sie hatte ihn gleichfalls sogleich bemerkt und erwartete ihn in der angenehmsten Ueberraschung.

„Welch' ein glücklicher Zufall, Sie hier zu finden, Signora!" rief Bordone in freudiger Erregung, indem er ihr die Hand darreichte, in die sie erröthend und mit dem Ausdruck eines beglückten Herzens einschlug.

Er geleitete sie die Stufen hinunter und schritt mit ihr alsdann, ohne ihre Hand frei zu geben, auf dem sich darbietenden Pfade weiter.

Sie entzog ihm die Hand nicht, auch schien ihr der innige Druck der seinen nicht unangenehm zu sein, da sie denselben erwiederte.

Bordone theilte ihr die Veranlassung seiner Anwesenheit in der Einsiedelei sowie seine Absicht, sie zu besuchen mit, und sie dagegen sagte ihm, daß der schöne Tag sie veranlaßt hätte, ihren Beichtiger wieder einmal zu besuchen.

Der von ihnen eingeschlagene Weg führte nach der Wohnung des Paters und sie ließen sich, daselbst angelangt, auf der vor derselben befindlichen Steinbank nieder.

Außer Bordone's Diener, der mit den Pferden bei der Kapelle zurück geblieben war, befand sich Nie-

mand in ihrer Nähe. Ueppig wucherndes Myrtengesträuch und hohe Granatbäume, welche den Ruheplatz umgaben, entzogen sie den Blicken Nahender; nur die glänzenden Augen schillernder Lacerten schauten aus den Felsenspalten hervor und auf die ihnen unbekannten Gestalten, die sie an diesem Ort zu sehen nicht gewöhnt waren.

„O, so ist denn in der schönsten Weise eingetroffen, was mein Herz so sehr begehrte,“ sprach Bordone bewegt, indem er ihre Hand an die Lippen führte. Julia schaute ihn fragend an.

„Als ich heute ausritt,“ fuhr Bordone fort, „geschah es mit dem lebhaften Verlangen, Sie endlich wieder ungestört sehen und sprechen zu können, und ich bin daher dem Zufall um so dankbarer, dasselbe so unerwartet und zugleich so angenehm erfüllt zu haben.“

Sie blickte sinnend vor sich hin und schwieg; der Ausdruck ihrer Züge jedoch verrieth deutlich, daß sie seine Empfindungen mit voller Seele theilte.

„O, Signora, wie beglückte es mich, zu erfahren, daß sich unsere Herzen in der Liebe und Sorge zu

unserem Vaterlande bereits begegneten!" bemerkte Bordone.

Julia schaute überrascht zu ihm auf.

„Wer verrieth Ihnen dies? Meine Freundin?' fragte sie.

„Nein, Signora; der Kaiser" —

„Der Kaiser!?" fiel Julia fast erschreckt ein.

„Ja, theure Julia. Seinem Scharfblick ist es nicht entgangen, daß Sie mit dem Besuch bei der Fürstin das Interesse Italiens verbanden."

„Ich habe mich also selbst getäuscht, indem ich ihn zu täuschen glaubte," rief Julia, von dem Vernommenen in hohem Grade erregt.

„Vielleicht, ohne daß sich jedoch dadurch des Kaisers Achtung für Sie gemindert, sondern vielmehr gesteigert hat."

„So hat mich also doch wol mein zu lebhaftes Gefühl verrathen," bemerkte Julia.

„Und wie ich glaube, zum größten Vortheil für Sie, indem Sie Napoleon den ganzen Werth Ihres Charakters erkennen ließen, den er bei Ihnen vielleicht nicht voraus setzte."

„Um so inniger danke ich dem Himmel, daß es also gekommen; denn dadurch sind alle meine Wünsche übertroffen worden. Ja, Ihnen, Signor, gegenüber läugne ich nicht, daß mich lediglich der lebhafte Wunsch, meinem Vaterlande dienen zu können, bestimmen konnte, mich dem zweideutigen Urtheil der Welt, das durch meinen Besuch bei der Fürstin und Napoleons Benehmen gegen mich hervorgerufen wurde, preis zu geben. Was ich that, geschah jedoch mit voller, ruhiger Ueberlegung, wenn auch mein Herz in der Erkenntniß tief und schmerzlich litt, von Denjenigen, die mir über Alles theuer waren, mißkannt, ja vielleicht verachtet zu werden.“

„Wenn es geschah, theure Julia, so besitzen Sie jetzt die Befriedigung, nur um so reiner und achtungswürdiger in Ihrem Herzen zu leben,“ fiel Bordone betheuernd ein.

„Glauben Sie?“ — fragte Julia mit einem Blick voll Liebe und fügte, ehe er noch antworten konnte, hinzu: „Haben Sie nicht auch an mir gezweifelt?“

„Ich läugne es nicht; aber war ich nicht zu entschuldigen, wenn es geschah?“ fragte Bordone mit

innigem Ton und setzte alsdann hinzu: „O, wie sehr wünscht man Diejenigen, die man achtet und liebt, auch dieser Empfindungen würdig!"

Sie drückte ihm die Hand und entgegnete mit leisem Ton und indem sie das Haupt neigte:

„O, ich habe schmerzlich darunter gelitten!"

„Glauben Sie mir, Signora, ich nicht minder, und es bedurfte langer, schmerzlicher Kämpfe, ehe meine Liebe von Ihnen zu lassen vermochte!" fuhr Bordone von seinen Empfindungen fortgerissen, fort. „Ihr Stolz, Ihre Kälte schreckten mich von Ihnen zurück und bestärkten mich in der unheilvollen Täuschung noch mehr. Um so willkommener war mir daher die Entfernung aus Ihrer Nähe, die mich, wie ich hoffte, dem Zwiespalt meiner Gefühle entreißen würde. Ich täuschte mich. Meine Liebe machte ihre Rechte trotz alledem geltend und es währte lange, ehe es meinem Stolz gelang, über sie zu siegen."

Wie süß tönten seine Worte, die das Bekenntniß seiner unwandelbaren Liebe zu ihr enthielten, in Julia's Herzen wieder! Kaum waren sie seinen Lippen entflohen, so leuchtete ihr Auge von über-

wallendem Glück und Zärtlichkeit. Von ihren Empfindungen überwunden, schaute sie zu ihm auf und sank dann, dem sanften Zuge seiner sie umschlingenden Arme nachgebend, an seine Brust.

„O, dieser Augenblick war der Inbegriff meines ganzen Lebens!" hauchte Julia in überwallender Freude und theilte ihm alsdann mit, wie sie gehofft, gekämpft und gelitten und ihre Liebe dennoch siegreich geblieben.

„Warum verstanden sich unsere Seelen nicht schon früher," sprach Bordone bedauernd.

„Die Verhältnisse gestatteten es nicht," bemerkte Julia zögernd und ihn bedeutungsvoll anblickend.

„Ich verstehe Sie; denn ich weiß, auch Sie zweifelten an mir," entgegnete Bordone lächelnd und unbefangen.

„Und hatte ich nicht gleichen Grund, wie Sie?" fragte Julia.

„Gewiß, gewiß! Aber Sie konnten nicht wissen, daß ich in diesem Fall nur der Leidende war, dem die Verhältnisse diese Pflicht auferlegten."

„Ich erkannte meinen Irrthum leider zu spät;

aber ich habe ihn erkannt!" fiel Julia betheuernd ein, indem sie ihn zärtlich anblickte.

„O Dank für dieses süße Wort, meine Julia!" entgegnete Bordone, ihre Hand an die Lippen drückend.

„Ich hatte keine Ahnung von Ihren Absichten," fuhr Julia fort, „und erst durch die Fürstin selbst wurde ich darauf geführt; später machte mich meine Freundin in Livorno damit bekannt und ich fand dadurch das richtige Verständniß Ihres Handelns."

„Und so sind denn unsere Herzen vor einander gerechtfertigt und in einer durch Prüfungen geläuterten Liebe um so schöner vereint!" rief Bordone und zog sie fest und innig an das Herz.

So ruhten sie in süßem Verein ungestört und nur von den neugierigen Lacerten belauscht, und der durch das Glück beredt gemachte Mund sprach viele, viele Worte der Liebe und der Erklärung über Vergangenes und Empfundenes, so gern gesprochen und noch lieber vernommen und die schon innig aneinander geketteten Herzen noch unauflöslicher vereinend in getheilter und beglückter Liebe. Wol schaute der Winter von den Bergesgipfeln hernieder; aber sein Athem

erreichte sie nicht; denn in ihren beglückten Herzen war ja ein wonniger Liebesfrühling erblüht, der mit seiner reizvollen Fülle die Welt um sie schmückte und verschönte.

Eine halbe Stunde und mehr war dahin gegangen, als sie durch rasch sich nähernde Tritte gestört wurden.

Sie blickten auf und gewahrten den Pater, der sich ihnen mit besorgnißvollem Ausdruck nahte.

„Wie, Ihr, Signor?!" rief er, Bordone und seine Vertraulichkeit zu Julia gewahrend und fügte sodann mit Herzlichkeit hinzu: „Segne der Himmel, was die Liebe vereint!" Doch," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „mich trieb die Besorgniß zu Euch; denn soeben habe ich aus der Beichte eines verdächtigen Mannes die beängstigende Vermuthung geschöpft, daß dem Kaiser auf's Neue Gefahren drohen."

Julia und Bordone stießen einen Schreckenston aus.

„O sprecht, sprecht!" rief der Letztere.

„Welch ein glücklicher Zufall, Signor, daß Ihr gerade zu dieser Stunde hier angelangt seid; denn durch

Euch kann der Kaiser schnell gewarnt werden," fiel der Pater ein und theilte alsdann mit, daß ein Fischer von zweideutigem Aussehen Julia's Entfernung abgewartet und alsdann zwei schwere und kostbare Kerzen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau angezündet habe. Dies sei eine ganz ungewöhnliche Erscheinung bei dieser Klasse von Leuten, die sehr arm wären und zu dergleichen Ausgaben nicht die Mittel besäßen. Es mußten daher ganz besondere Umstände den Fischer zu einem so bedeutsamen Opfer veranlaßt haben.

„Meine Voraussetzung," fuhr er fort, „sollte mich nicht täuschen. Von meinem Beichtstuhl aus konnte ich den Mann beobachten und bemerkte, wie er eine längere Zeit in brünstigem Gebet vor dem Bilde der heiligen Gnadenmutter zubrachte. Dann aber erhob er sich von seinen Knieen und kam nach dem Beichtstuhl und nachdem er mancherlei Sünden und Vergehen bekannt, wünschte er Ablaß für ein neues, großes Vergehen, zu welchem er sich verpflichtet hätte. Daraus schöpfte ich die Ueberzeugung, es mit einem Banditen zu thun zu haben und sogleich bedacht, mir irgend welche Kenntniß von der übeln Absicht des

Mannes zu verschaffen, forschte ich ihn mit Vorsicht über Alles aus und gelangte zu meinem nicht geringen Schrecken zu der Ueberzeugung, daß es in diesem Fall auf nichts Geringeres, als den Mord des Kaisers abgesehen sei."

„O Himmel!" rief Julia, durch das Vernommene in hohem Grade erschreckt.

„Sollte man dies wirklich wagen wollen!" sprach Bordone zweifelnd.

„Ich kenne diese Leute nur zu wohl; denn ich habe im langen Lauf der Zeit häufig Gelegenheit gefunden, mit ihnen in dieser Weise zu verkehren, und zweifle daher auch durchaus nicht an der Richtigkeit meiner Voraussetzung. Auch plaudern diese Leute in der Gewißheit, nicht verrathen zu werden, mehr aus, als es für ihre Absicht gut ist, und erleichtern dadurch die Erkenntniß ihrer schlimmen Gedanken und Pläne," erörterte der Pater.

„Ich muß Euch glauben, frommer Vater; denn Eure Erfahrung nimmt mir jeden Zweifel, besonders im Hinblick auf das bereits stattgefundene Attentat," bemerkte Bordone.

„Das eben ließ mich auch sogleich auf die Vermuthung eines ähnlichen Verbrechens gerathen," fiel der Pater ein.

„So war des Kaisers Voraussetzung also doch begründet," sprach Bordone und fügte alsdann, sich an den Pater wendend, mit froh bewegtem Ton hinzu: „Gott sei Dank, daß diese neue Gefahr durch Euch abgewandt worden ist!"

„Zwar hoffe ich, daß meine ermahnenden und warnenden Worte den Verbrecher zur Einkehr in sich selbst veranlassen könnten und er vielleicht seine Absicht aufgiebt; man kann darauf jedoch nicht mit Bestimmtheit rechnen. Denn wahrscheinlich ist er nichts weiter als das Werkzeug Anderer, die ihn dazu gedungen haben, und ich weiß, diese Leute setzen ihren Stolz darin, ihr gegebenes Wort zu halten, namentlich, wenn ihnen eine reiche Belohnung dafür gewährt wird; man muß daher stets das Schlimmste annehmen," gab der Pater zu bedenken.

„Ihr habt mit Eurer Meinung gewiß sehr Recht und ich werde bedacht sein, den Kaiser sogleich nach meiner Rückkehr mit Allem bekannt zu machen, um

ihn zur Beobachtung großer Vorsicht zu veranlassen," entgegnete Bordone und fügte sodann, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, hinzu: „Doch, wie wäre es, wenn ich mich dieses Menschen bemächtigte, um durch ihn die Fäden des neuen Mordanschlags kennen zu lernen."

„Thut es; doch wartet, bis er sich aus der Kapelle entfernt," schlug der Pater mit Rücksicht auf die heilige Stätte vor, und rief dann, mit einem Blick auf die Letztere, aus welcher der Fischer eben herauskam, „dort kommt er!"

Bordone zögerte nicht, seine Absicht auszuführen, indem er Julia mit dem Versprechen verließ, sobald er sich des Mannes bemächtigt haben würde, zu ihr zurück zu kehren und Lebewohl zu sagen.

Seine Aufregung so viel als möglich beherrschend, um dem Verfolgten seine Absicht nicht etwa zu verrathen, ging er auf denselben zu und rief ihn an.

Der Fischer blieb in einiger Entfernung von ihm sogleich stehen, zog den Hut und fragte nach seinem Begehren.

Bordone forderte ihn auf, zu ihm zu kommen, indem er zugleich seinen in der Nähe stehenden Diener durch einen geheimen Wink herbei rief.

Der Fischer hatte ihn bei dem Anruf mit argwöhnischen Blicken betrachtet und seit diesem Augenblick alle seine Bewegungen und Mienen scharf beobachtet, und so entging ihm auch das von dem Obersten gegebene geheime Zeichen nicht.

Dieser Umstand schien seinen Verdacht gegen Bordone's Absichten erregt zu haben und ihn zugleich zu veranlassen, auf seine Sicherheit zu denken.

Mit einem raschen Blick prüfte er die in seiner Nähe befindlichen Felsen, und nachdem er sich einen nicht eben hohen Vorsprung derselben ersehen, eilte er zu diesem hin und schwang sich mit großer Leichtigkeit hinauf.

Dort angelangt, wandte er sich gegen den durch diese nicht geahnte Flucht überraschten Obersten, lüftete mit einer höhnischen Miene ein wenig den Hut und verschwand alsdann, rasch und leicht wie eine Ziege den Felsen hinansteigend, in der nächsten von Gebüsch umwachsenen Schlucht.

So wurde Bordone's Absicht leider vereitelt, und darüber mißgestimmt, kehrte er zu Julia und dem Pater zurück.

Diese hatten sein Bemühen mit Spannung verfolgt und die Fruchtlosigkeit desselben erkannt und theilten sein Bedauern darüber.

Unter den obwaltenden Verhältnissen konnte jedoch nichts Weiteres zur Verfolgung und Haftnahme des Mannes geschehen und Bordone mußte sich daher mit dem angenehmen Bewußtsein, dem Kaiser wenigstens noch zu guter Zeit eine Warnung geben zu können, begnügen. Denn die Flucht des Fischers lieferte den deutlichsten Beweis, daß sein Gewissen nicht rein sein und er Gründe haben müßte, unter allen Umständen auf seine Sicherheit zu denken.

Die bezeichneten Vorgänge ließen weder Julia noch Bordone einen längeren Aufenthalt daselbst wünschenswerth erscheinen und so kamen sie überein, sich sogleich auf den Weg nach Vantini's Besitzung zu begeben.

Julia's Diener mit den Maulthieren wurde her-

bei gerufen und nach einem herzlichen Abschied von dem Pater traten sie die Heimkehr an.

Die so wichtige Mittheilung des Einsiedlers so wie der sich daran reihende Vorgang mit dem Banditen bildete natürlich den Stoff ihrer Unterhaltung; dieselbe verhinderte sie jedoch nicht, auch den sie erfüllenden zärtlichen Gefühlen so viel es die Umstände gestatteten, einen Ausdruck zu geben, und sich an diesen neuen und durch die Situation bedingten geheimen Beweisen innigster Liebe zu erfreuen. Gewährte ihnen doch schon die in so naher Gemeinschaft verfolgte Reise einen ganz neuen Reiz, indem dieselbe Bordone's Sorge um die Geliebte und Julia dagegen zu Dankesäußerungen dafür herausforderte.

In bequemer Weise den Weg verfolgend, erreichten sie wohlbehalten die Besitzung und überraschten durch ihre gemeinschaftliche Ankunft Julia's Eltern in nicht geringem Grade.

Wenige Worte reichten zur Erklärung hin.

Die Mittheilung über die gemachte so wichtige Entdeckung durch den Pater verfehlte ihre Wirkung auf die Gatten nicht, da, wie wir wissen, Vantini

bereits die Besorgniß wegen eines wiederholten Mordversuchs ausgesprochen hatte, und überdies ihre Theilnahme für den Kaiser eine aufrichtige war.

Das Interesse dafür wurde jedoch schon nach kurzer Zeit durch die Wahrnehmung von der veränderten Begegnung zwischen Julia und Bordone abgeschwächt und trat ganz in den Hintergrund, als diese sie mit dem Bund ihrer Herzen vertraut machten und sich die Zustimmung zu demselben erbaten.

Wir kennen die von den Gatten dem Obersten geschenkte Verehrung und haben auch früher die mütterlichen Wünsche und Hoffnungen der Signora kennen gelernt, welche sie an dessen Person knüpfte, und werden daher deren freudige Ueberraschung, mit welcher sie die so willkommene Mittheilung vernahmen, natürlich finden.

Namentlich fühlte sich Vantini durch die Letztere ganz außerordentlich beglückt. Dieselbe beruhigte ihn in vieler Hinsicht über Julia's Zukunft und zerstreute alle jene geheim gehegten Besorgnisse, die er zwar früher als vorübergehend angedeutet, die ihn seitdem jedoch nicht wieder verlassen hatten.

Es war eine glückliche Stunde, die sie darauf im traulichen Beisammensein verlebten; alsdann schied Bordone, um noch zu guter Zeit in Ferrajo anzulangen und sich seiner Pflicht gegen Napoleon zu entledigen.

Von den beglückendsten Empfindungen erfüllt, verfolgte er den Weg und erreichte bald die große Straße. Er ließ hier sein durch das Ersteigen des Berges ermüdetes Roß langsamer gehen, um ihm einige Erholung zu gönnen, bevor er dessen Schnelligkeit wieder in Auspruch nahm.

Die Abenddämmerung machte sich bereits geltend.

Ohne auf den Weg zu achten, gelangte er dabei an eine durch hervortretende Felsen verengte Stellung desselben.

Plötzlich fiel in seiner Nähe ein Schuß und der Zügel entsank seiner Hand.

Er fühlte sich in der Schulter durch eine Kugel verletzt.

Sogleich die ihm drohende Gefahr erkennend, spornte er sein Pferd zum rascheſten Gange an, um sich derselben zu entziehen.

Und er that sehr wohl daran; denn dem ersten Schuß folgte sofort ein zweiter und die Kugel sausete dicht an seinem Haupt vorüber.

Obwol er nach dem ersten Schuß sein Auge sogleich der Gegend zuwandte, aus welcher derselbe gefallen war, sah er dennoch Niemand, und gewann dadurch die Ueberzeugung, daß sich der Verbrecher einen sichern Schlupfwinkel zu seinem Vorhaben ausersehen haben müßte.

Ebenso glaubte er sich in der Voraussetzung nicht zu täuschen, daß der von ihm in Monte Serrato Verfolgte der Thäter sei. Wahrscheinlich hatte derselbe seine Absicht errathen, und suchte sich nun seines Feindes auf solche Weise zu entledigen, oder sich doch wenigstens an demselben zu rächen.

Zu Bordone's Glück war ihm sein Bubenstück nicht gelungen; ebenso schien die Verletzung nicht von Bedeutung und nur eine Streifwunde zu sein; denn Bordone fühlte zwar Schmerz, vermochte jedoch den Arm wieder zu gebrauchen, ein Zeichen, daß edlere Theile durch die Kugel nicht verletzt worden sein konnten.

Alle diese Umstände beruhigten ihn um so leichter, da er an die Begegnung mit dergleichen Gefahren hinreichend gewöhnt war, und so gelangte er, ohne in ähnlicher Weise weiter bedroht zu werden, nach einem anhaltend raschen Ritt nach Ferrajo.

Der nach seiner Ankunft sogleich herbei gerufene Arzt bestätigte Bordone's Voraussetzung hinsichts der Verletzung; dieselbe war in der That nur leicht, verlangte jedoch zu ihrer raschen Heilung Ruhe und Schonung des Arms.

Nachdem ein geeigneter Verband angelegt worden war, begab sich Bordone sogleich zu Napoleon, der ihn, wie er wußte, bereits erwartete.

In dem Vorzimmer traf er Drouot und Bertrand, die im Begriff waren, zu dem Kaiser zu gehen. Ihm war das erwünscht, da er dadurch die Gelegenheit fand, ihnen das Erlebte mitzutheilen und ihre Ansicht, ob man den Vorfall dem Kaiser etwa verschweigen sollte, kennen zu lernen.

Sie wurden dadurch nicht wenig überrascht, indem sie gleich Bordone nicht zweifelten, daß es in diesem Fall jedenfalls auf einen neuen Mordanfall auf Na-

poleon abgesehen sei; sie waren indessen auch mit Rücksicht auf die den Kaiser bedrohenden Gefahren und die üble Lage, in welche er versetzt wurde, von der Nothwendigkeit überzeugt, demselben nichts zu verschweigen, damit er über Alles ein erschöpfendes Urtheil gewann und darnach sein weiteres Verhalten bestimmen konnte.

Weder Drouot noch Bertrand zweifelten, daß Napoleon namentlich in der letzten Zeit bereits einen festen Plan für die Zukunft gefaßt haben müßte, wenngleich er sich darüber weder zu ihnen, noch zu den Damen in irgend welcher Weise geäußert hatte.

Sein Bedauern wegen der herrschenden schlechten Jahreszeit und die Ungeduld, mit welcher er dem Frühling entgegen sah, schienen ihnen untrügliche Zeichen dafür zu sein.

Nachdem man sich in solcher Weise verständigt hatte, begaben sie sich zu Napoleon.

Dieser empfing sie in ziemlich guter Laune und richtete sodann an Bordone die Frage nach dem Resultat seiner Bemühungen.

Dieser überreichte ihm das über die vorgefun-

denen Waffenvorräthe entworfene Verzeichniß, gab sein Urtheil über deren Werth und Brauchbarkeit ab und veranlaßte Napoleon dadurch über das ihm überhaupt zu Gebot stehende Kriegsmaterial in ausführlicher Weise zu sprechen, die Mängel desselben zu bezeichnen so wie seine Freunde aufmerksam zu machen, worauf man in dieser Beziehung das Augenmerk zu richten hätte.

Das warme Interesse, mit welchem er diese Angelegenheit behandelte, die Genauigkeit, die sich in allen seinen Erörterungen hierüber zu erkennen gab, dienten den drei Offizieren als ebenso neue als angenehme Beweise für ihre bereits ausgesprochene Annahme.

Denn bis zu dieser Stunde hatte sich Napoleon noch niemals in so eingehender Weise mit dieser Angelegenheit beschäftigt.

„Rechnen wir," fuhr Napoleon in seinen Mittheilungen fort, „was uns die Italiener liefern werden, dazu, so wären wir ganz gut ausgerüstet, falls —" fügte er zögernd hinzu, „wir es einmal brauchen sollten."

Der Zufall wollte es, daß er in diesem Augenblick die Schonung bemerkte, welche Bordone seinem verletzten Arm zu Theil werden ließ. Trotz des ärztlichen Rathes, denselben durch eine Binde zu stützen, hatte sich Bordone dennoch begnügt, dem Arm nur einen Ruhepunkt in der Uniform zu geben und bot daher eine nicht gewöhnte Erscheinung dar.

Dies konnte dem Kaiser, der für alle diese Dinge einen äußerst scharfen Blick besaß, natürlich nicht lange entgehen, wenn er es auch anfangs übersehen hatte.

„Sie scheinen Ihren Arm zu schonen, Bordone; haben Sie sich etwa beschädigt?" fragte Napoleon ihn jetzt genau betrachtend.

„Ja, Sire. Eine Kugel hat denselben gestreift und zwingt mich, ihn für einige Tage zu hüten."

„Eine Kugel?!" rief Napoleon überrascht. „Was soll das?!" — Ich will nicht fürchten, daß Sie etwa ein Duell gehabt haben."

„Nein, Sire. Die Kugel, die mich verletzte, kam von einem Banditen."

„Wie, man hat es also auch auf Sie abge-

sehen?!" fragte Napoleon voller Entrüstung und bemerkte alsdann: „Sollte man vielleicht unser Einverständniß erfahren haben?"

„Das glaube ich nicht, sondern bin überzeugt, man beabsichtigte, sich an mir zu rächen."

„Ist denn die ganze Insel mit Banditen angefüllt?" rief Napoleon. „Erzählen Sie rasch, was geschehen ist, denn der Zorn über diese neue Frechheit droht mich zu übermannen."

Bordone theilte ihm nun den erlebten Vorfall in allen Einzelnheiten mit, während dessen sich in Napoleons Antlitz und Auge der tiefe Eindruck und die zornige Entrüstung über das Vernommene in fast beängstigender Weise zu erkennen gab.

„Ihr habt es gehört, Freunde, meine Voraussetzung bestätigt sich in dem vollsten Maße und mehr als das, denn die Frechheit dieses Mordgesindels überschreitet, angespornt von meinen Feinden, alle Grenzen und scheut sich selbst nicht, meine Freunde in solcher Weise anzutasten!" rief er mit funkelnden Augen. „Gott sei Dank," wandte er sich darauf an Bordone, „Sie sind nicht erheblich verletzt; aber die

Kugel hätte Sie auch tödten können! Das geht zu weit, zu weit! Und ich muß dies Alles dulden, ohne im Stande zu sein, mich dieser Rotte zu entledigen! Das vermag ich nicht länger! Das ist doppelter und dreifacher Hohn und Schimpf, den man auf mich zu häufen wagt!" In großer Bewegung schritt er durch das Gemach und fuhr alsdann fort: „Ihr habt es gehört, Freunde, tödten wollen sie mich, morden um jeden Preis, wie einen Ausgestoßenen, und warten nur auf eine Gelegenheit, um ihr schändliches Vorhaben auszuführen. Da seht Ihr es, daß ich Recht hatte, wenn ich mich öffentlich zu zeigen hütete! Kaum hat man meine Ausflüge gewittert, so ist man auch schon hinter mir her, um mir den Dolch in die Brust zu stoßen. Ihr seht, die Rache schlief nicht, sie wachte und spionirte unausgesetzt, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Das soll, das muß ein Ende nehmen und ich will die Herren in Wien durch mein Geschrei ein wenig aufrütteln und die Welt soll erfahren, welchen Namen die Leute dort verdienen, vor allem aber der scheinheilige Ludwig! Hält man mir in solcher Weise Wort? Hat man die Verträge nur darum mit mir

abgeschlossen, um sie in so nichtswürdiger Weise zu brechen? Fluch allen diplomatischen Kniffen und Ränken! Ich will ihnen antworten, antworten mit dem scharf geschliffenen Schwert, mit dem Donner der Kanonen, daß ihnen Sehen und Hören vergeht!" rief Napoleon in fast schreiendem Ton. Sein Auge rollte wild, seine Lippen bebten. Er war vor Zorn und Entrüstung fast außer sich und es währte eine längere Zeit, ehe er sich zu sammeln vermochte.

Schweigend, doch mit der höchsten Theilnahme, hatten seine Freunde den Ausbruch seiner nur zu gerechten Entrüstung verfolgt, ohne ihn darin durch irgend welche Bemerkung zu stören. Sie wußten, daß unter solchen Umständen Schweigen das geeignetste Mittel war, Napoleon zu beruhigen, da seine besondere Natur ihm dergleichen Erleichterungen zur Nothwendigkeit machte.

Wol war es unerhört, was die Willkür, vielleicht auch die Besorgniß über ihn zu verhängen sich gestattete.

Napoleon hatte sich in einen Fauteuil geworfen; er athmete schwer und hastig, während sich sein Auge finster und drohend an den Boden heftete.

Plötzlich erhob er das Haupt und wandte es seinen Freunden zu.

„Nun, was sagt Ihr zu dieser Geschichte? — Ihr schweigt? -- Natürlich, was läßt sich dazu sagen, da man darauf nur durch Handeln zu antworten vermag. Ihr werdet mich schwach nennen, werdet mich auslachen, daß ich wie Prinz Hamlet deklamire, statt die Hand an die Waffe zu legen. — Antwortet nicht, entschuldigt Euch nicht, denn es bedarf dessen wahrlich nicht; denn ich fühle nur zu wohl, daß ich Euch dazu genügenden Anlaß gebe. Aber sagt selbst, was bleibt mir noch in meiner Lage zu thun übrig, will ich mich nicht in das Meer stürzen und ihnen den Gefallen thun, für ewig zu verschwinden? O Bertrand, Drouot! In der heißesten Schlacht ist mir nicht so abscheulich zu Muth gewesen, als jetzt in dieser Gefangenschaft. Gefangenschaft? — Nein, nicht Gefangenschaft; dieser Ausdruck genügt nicht, sondern ich muß sagen, in dieser Mordhöhle. O, wer doch mächtig wäre, dem Wintersturm den Lenz abzutrotzen!"

Mit diesen Worten erhob er sich und durchschritt

das Gemach; alsdann forderte er Bordone auf, ihm das Mitgetheilte nochmals in ausführlicher Weise auseinander zu setzen, damit, wie er bemerkte, er darüber ein erschöpfendes Urtheil gewann und seine Maßnahmen zur Entdeckung der im Finstern schleichenden Verbrecher treffen konnte. Denn er war Willens, die strengsten Nachforschungen anstellen zu lassen und nicht eher zu ruhen, bis er sich der gefährlichen Leute bemächtigt hätte.

Bordone beeilte sich, seinen Wunsch zu erfüllen, und sein Bericht rief bald eine allgemeine Unterhaltung hervor, indem man die einzelnen Momente des Mitgetheilten prüfte und daraus Schlüsse zog.

Denn Napoleon wünschte das Urtheil seiner Freunde kennen zu lernen und forderte sie daher dazu auf.

Dasselbe mußte aus den bereits bezeichneten Umständen ziemlich übereinstimmend sein, da die Vermuthung nahe lag, Brulart beabsichtige den fehlgeschlagenen Mordversuch schon aus eigenem Interesse durch ein neues Attentat wirksam auszugleichen.

In wie weit hierauf die französische Regierung

ihren Einfluß ausübte, war zwar nicht mit Genauigkeit zu bestimmen; es konnte jedoch über dessen Bestehen kein Zweifel mehr obwalten.

Ihre Unterhaltung war sehr belebt, da sie sich nicht nur auf die bezeichneten Momente begrenzte, sondern bald auch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse, die Haltung und die möglichen Maßnahmen des Congresses in ihr Gebiet zog und daher ihr ganzes Interesse beanspruchte.

Konnte dieselbe auch kein bestimmtes Resultat herbeiführen, so gewährte sie doch den großen Vortheil, daß Napoleon dadurch ruhiger gestimmt wurde, was im Hinblick auf seine frühere üble Gemüthsstimmung ein sehr erwünschter Erfolg war.

Napoleons vorher ausgesprochene Worte, daß man ihn zwinge, auf den von seinen Feinden erlittenen Schimpf mit der That zu antworten, hatten in seinen Freunden die Hoffnung erregt, er würde ihnen unter dem Einfluß der so bedeutsamen Situation endlich über sein künftiges Thun die so gewünschte Aufklärung geben.

Bertrand und Drouot wußten, in wie weit Vor-

done auf Napoleon hinsichts Italiens Befreiung einzuwirken bemüht gewesen, und daß dieser den von den Patrioten angebotenen Beistand angenommen hatte; es lag daher die Vermuthung nahe, er würde sich in dieser Stunde für eine Flucht nach Toscana bestimmen und ihnen diese Absicht mittheilen.

Fast schien es so zu sein; denn nachdem man die näher bezeichneten Verhältnisse erschöpfend besprochen hatte, bemerkte man an Napoleons gedankenvollem Wesen, daß ihn die Liebe und Ergebenheit seiner Getreuen, noch mehr jedoch die eigene innere Nöthigung zu einer vertraulichen Mittheilung drängte.

Wie unter solchen Umständen meist durchschritt er gedankenvoll das Gemach, und erwartungsvoll schauten die Freunde in der Voraussetzung auf ihn, ihre Wünsche erfüllt zu sehen.

Sie sollten sich jedoch leider auch jetzt wieder täuschen, denn es eilten die Minuten dahin, ohne daß Napoleon sich dazu bequemte.

Bedenklich und mit Befremden schauten sie sich an; denn es entging ihnen der Kampf nicht, den Napoleon in der Unschlüssigkeit zu bestehen schien, ob

er seine innersten Gedanken vor ihnen aussprechen sollte oder nicht.

Und sie irrten hierin nicht.

Napoleon fühlte nur zu wohl die seinen Freunden in dieser Beziehung schuldende Pflicht, ohne sich jedoch entschließen zu können, diese durch eine vertrauliche Mittheilung zu erfüllen.

Seine bereits früher bezeichnete Besorgniß machte sich auch jetzt trotz seines unbedingten Vertrauens zu ihnen wieder geltend, und so kämpfte diese gegen die Nöthigung seines Herzens.

Aber auch jetzt siegte die Erstere über die Letztere und obwol er die erwartungsvollen Mienen seiner Getreuen sah, blieb er dennoch seinem Vorsatz treu und schwieg.

Dieser Umstand veranlaßte Bertrand endlich die Stille zu unterbrechen, indem er bemerkte:

„Sire, Sie sehen uns erwartungsvoll, Ihre Meinung zu vernehmen. Wir schätzen uns glücklich, Ihr Vertrauen zu besitzen und glauben uns durch unsere Ergebenheit ein gewisses Anrecht darauf erworben zu haben. Ihr Leben, Ihre künftige Lage

sind uns zu theuer, um nicht das lebhafte Verlangen zu fühlen, zu deren Sicherstellung mit unserm Blut einzustehen. Wir wollen Sie endlich so schlimmen Gefahren entrissen sehen und dabei Alles wagen. Die Truppen sind Ihnen, wie Sie wissen, mit ganzer Seele ergeben und ertragen die Unthätigkeit kaum mehr, und ihre Begier, von Ihnen zu neuen ruhmreichen Thaten geführt zu werden und sich dadurch ihrer abspannenden Lage endlich entrissen zu sehen, ist größer, als Sie es vielleicht erwarten. Der Mordanfall auf Eure Majestät hat dieselbe noch mehr gesteigert. Täglich werden Fragen an mich gerichtet, was Sie zu thun gedenken, Klagen laut, wenn ich meine Unkenntniß darüber ausspreche; geben Sie mir daher ein Mittel in die Hand, Sire, die Leute zu beruhigen."

Napoleon hatte, mit verschränkten Armen vor ihm stehend, seine Worte mit der größten Ruhe vernommen, als er endete, entgegnete er eben so ruhig:

„Sie haben Recht, Bertrand, und ich versichere Sie, daß ich die Nothwendigkeit sehr gut erkenne,

meine Freunde in mein Vertrauen zu ziehen und ihnen dadurch den hohen Werth zu erkennen zu geben, den ich auf ihre Ergebenheit lege. Glauben Sie mir," fuhr er, sich an die Andern wendend fort, „die Liebe meiner Freunde und die Treue meiner Truppen ist noch mein einziger Trost in meiner schlimmen Lage, die ich ohne sie nicht zu ertragen vermöchte. Und wie sollte das auch anders sein! Ich habe alle meine Hoffnung nur auf sie gebaut, dürfte ich nicht mehr auf sie zählen, so wäre ich ein verlorner Mann. Aber, indem ich mich in dieser Ueberzeugung beruhigt fühle, erwarte ich auch, daß man mir unbedingtes Vertrauen schenkt und geduldig den Zeitpunkt abwartet, in welchem ich sie zur That rufe. Glaubt mir, Freunde," fügte er in vertraulichem Ton hinzu, „größer als mein Verlangen und meine Ungeduld, der Unthätigkeit ein Ende zu machen, kann die eurige nicht sein. Das solltet ihr bedenken und solltet dabei erwägen, daß ihr mir durch eure Forderungen meine Lage nur noch peinigender macht. Sagt ihnen das, Bertrand, Drouot, und darum mögen sie mein Schweigen ehren. Und diese Bitte spreche ich jetzt auch gegen euch aus, meine

Freunde. Duldet mit Vertrauen und hegt die Ueberzeugung, daß mein Verhalten eine genau erwogene Nothwendigkeit ist. Ich hoffe zuversichtlich, ihr werdet mir später Recht geben. So will ich denn heute," schloß er, „in dieser Beziehung das letzte Wort gesprochen haben; nehme ich dasselbe früher oder später wieder auf, so seid überzeugt, daß demselben alsdann auch die That folgen wird. Seid Ihr zufrieden und wollt Ihr meine Wünsche erfüllen?" fragte er, sie wohlwollend betrachtend.

Gerne verstanden sich die Bezeichneten dazu, von der Ueberzeugung erfüllt, daß ein jedes weitere Wort ebenso fruchtlos als überflüssig wäre und sie dem sich so vielfach bewährten Ermessen Napoleons alles Uebrige vertrauensvoll anheim stellen durften. Hatten sie doch aus seinen Mittheilungen die Gewißheit schöpfen können, daß die Pläne für ein künftiges Unternehmen bereits in seinem Geist geordnet sein müßten, und das konnte ihnen genügen.

Ueber ihre Unterhaltung war die Nacht gekommen. Napoleon schien erschöpft und der Ruhe bedürftig, und so schieden die Getreuen von ihm.

Er entließ sie mit freundlichen Worten und drückte einem Jeden die Hand.

Als sie sich allein sahen, erwogen sie noch in vertraulicher Weise die Andeutungen des Kaisers, um sich über seine künftigen Absichten Klarheit zu verschaffen.

Während Bertrand und Bordone der Ansicht waren, Napoleon würde sich für Italien entscheiden, behauptete Drouot mit ziemlicher Bestimmtheit, daß die Liebe desselben für Frankreich viel zu groß sei und man daher erwarten dürfte, er würde seine Pläne lediglich auf letzteres gerichtet haben. Es war schwer zu bestimmen, wer in diesem Fall Recht hatte; denn wer vermochte das unter den obwaltenden Umständen zu entscheiden. Und so gaben sie endlich fernere Bemühungen auf, drückten sich mit dem Wunsch baldiger Entscheidung die Hand und schieden.

## Zweites Capitel.

### Der geheimnißvolle Besuch.

Seit der letzten Unterredung Napoleons mit seinen Freunden war das Jahr dahin gegangen. Regenschauer und Winterstürme zogen über die Insel dahin, wühlten das Meer auf und umgürteten die Felsenküste mit einem unübersteiglichen Wall schäumender Brandung, die jedes Fahrzeug, das denselben zu durchbrechen wagte, mit sicherm Untergang bedrohte.

Die Schifffahrt war oft für längere Zeit gehemmt oder doch mit großen Gefahren verbunden. Viele, namentlich kleinere Fahrzeuge, die sich der Insel näherten, gingen an den Klippen zu Grunde und die größeren Schiffe vermochten oft nur mit bedeutender Mühe und Ueberwindung mancher Gefahr den Hafen von Ferrajo zu erreichen.

Die Verbindungen mit dem Festlande waren er=

schwert und oft für Tage unterbrochen und so gelangten die Nachrichten von dort meist später als gewöhnlich nach Elba.

Dieser Umstand trug zur Vermehrung der Unruhe und des Trübsinns des Kaisers wesentlich bei, da ihm dadurch die einzigen Mittel zu seiner Zerstreuung entzogen wurden. Ueberdies hatte er kein Licht über das auf's Neue gegen ihn beabsichtigte Attentat erhalten und diese Ungewißheit raubte ihm alle Ruhe.

Die Nachforschungen waren auch jetzt vergeblich gewesen; von dem Komplott und deren Theilnehmer konnte nichts entdeckt werden. Indessen lenkte die Abwesenheit Giunti's und Grant's, so wie jener beiden Fischer auf Caprajo den Verdacht auf diese; es ließ sich jedoch nichts Bestimmtes nachweisen. Seit dem Mordanfall auf Bordone waren dieselben von der Insel verschwunden, wenigstens wurden sie daselbst nicht mehr gesehen.

Es ging das Gerücht, Giunti sei in Geschäften mit Grant nach Livorno gegangen; Giunti hatte die Absicht dazu bei einem bald nach dem Mordversuch

auf Bordone bei Vantini abgestatteten Besuch ausgesprochen.

Julia war von Bordone von dem ihn betroffenen Vorfall sogleich in Kenntniß gesetzt worden, um sie zu beruhigen und ihr seinen baldigen Besuch in Aussicht zu stellen. Zugleich hatte er sie mit der Wirkung, welche derselbe auf den Kaiser hervor gerufen, bekannt gemacht, so daß sie und ihre Eltern über Alles ein erschöpfendes Urtheil erhielten.

Wahrscheinlich hatte dies Giunti voraus gesetzt und sich in der Absicht zu seinen Verwandten begeben, von ihnen Näheres sowol über Bordone's Verletzung, als auch über die etwaigen Maßregeln, welche der Kaiser zu treffen beabsichtigte, zu erfahren.

Denn er forschte nach Allem, und es gelang ihm auch in der That, seine Absicht zu erreichen.

Nach diesem Besuch ward er weder bei ihnen, noch in Ferrajo oder an einem andern Punkt der Insel mehr gesehen und so war man von seiner Abreise überzeugt. Fern lag der Familie Vantini die Ahnung der großen Theilnahme, welche er an dem Attentat gegen den Kaiser gehabt, noch weniger, daß

er ebenso das zweite ausführen zu lassen sich unterzogen hatte. Giunti besaß zu viel Verstellungskunst und war zu vorsichtig und klug, um sich seinen Verwandten gegenüber eine Blöße zu geben.

Durch Bordone's Liebe zu Julia hatte das stille Leben der Familie Vantini eine neue angenehme Abwechselung erhalten.

Nach seiner Herstellung, die innerhalb ein bis zwei Wochen erfolgte, hatte Bordone die ihm zu Gebot stehende Muße zu wiederholten Besuchen der Familie benutzt, und Julia dagegen ein paar mal die Fürstin aufgesucht, um ihr für einige Stunden Gesellschaft zu leisten.

Allerdings klagte Pauline über Langeweile und sprach den Wunsch aus, Julia möchte wie früher für längere Zeit bei ihr verweilen; diese jedoch lehnte ihre Einladung stets mit dem Hinweis auf die Kränklichkeit ihrer Mutter ab, und so mußte sich die gute Fürstin endlich zufrieden geben.

Julia's Besuche in Ferrajo veranlaßten Napoleon stets, sie bei seiner Schwester aufzusuchen und ihr ein paar freundliche Worte zu sagen. Sein Be-

nehmen gegen sie war jedoch noch zurückhaltender als früher, obwol es nicht entgehen konnte, daß er ihr seine ehemalige Zuneigung in dem vollsten Maße bewahrt hatte.

Und so war es in der That; aber die niederdrückende Last seiner Lage, die Sorge für die Zukunft, die Besorgniß, vielleicht dennoch früher oder später ein Opfer des Verrathes zu werden, hatten seinen Trübsinn allmälig wieder in so hohem Grade gesteigert, daß darin alles Interesse für das Leben untergegangen zu sein schien.

Ja, sein Gemüthszustand war fast noch schlimmer als ehedem geworden und erregte und steigerte die Besorgniß seiner Umgebung in beängstigender Weise.

Immer mehr und mehr schloß er sich von der letztern ab, verkehrte nur selten mit seinen Getreuen, zeigte sich kaum öffentlich und alsdann höchstens im Theater und ließ selbst das Weihnachtsfest unbeachtet an sich vorüber gehen.

Nichts ließ sich zu seiner Erheiterung, zur Stärkung seines sich rasch verschlechternden Gesundheitszustandes thun; man wußte, daß er alle Vor-

schläge mit Entschiedenheit zurückweisen würde. Noch weniger durfte man daran denken, ihn zu einem Ausflug zu bewegen, so gesichert vor jeder Gefahr derselbe auch werden konnte; jede Andeutung schon hierauf wies er sogleich ab, und so gab man endlich weitere Bemühungen in dieser Hinsicht auf.

Gleich einem beängstigenden Alp wirkten alle diese Zustände auf die Gemüther und nicht nur auf diejenigen in der Umgebung des Kaisers, sondern auch auf die der Bewohner Ferrajo's.

Es herrschte eine unheimliche Stille in dem Palais; nur leise wagten die Diener in der Nähe der kaiserlichen Gemächer zu gehen und zu sprechen; und ihre Mienen waren bedenklich.

So gingen sie an einander vorüber, schweigend oder sich ab und zu irgend eine Bemerkung hinsichts des Zustandes des Kaisers zuflüsternd.

Nicht minder betrübt und gedankenvoll schaute der treue Santini aus; seine Bemühungen zur Erheiterung des Kaisers waren vergeblich, obwol er sich im Bewußtsein des ihm von Napoleon geschenkten

Wohlwollens mancherlei Freiheiten in dieser Beziehung gestatten durfte.

Es war Alles fruchtlos und er vermochte den Damen, die sich nur zu oft nach des Kaisers Befinden bei ihm erkundigten, nichts Tröstendes zu sagen.

Der treue Mann, später der Hüter der Asche seines geliebten Kaisers in dem Dom der Invaliden in Paris, litt sichtlich unter diesen Umständen und schlich schweigend und finster durch die Gänge. Einförmig, freudlos ging die Zeit Allen dahin, ohne daß eine Besserung in des Kaisers Befinden eintrat, noch auch von Außen her erheiternde Nachrichten oder Ereignisse anlangten. Es blieb Alles beim Alten.

Vergebens besuchte Madame Lätitia die Kirche noch häufiger als früher, noch brünstiger ließ sie ihre Gebete zu den Heiligen empor steigen; es war umsonst; sie blieben unerhört und ihr theurer Sohn trübsinnig und verschlossen.

Selbst Bordone und des Kaisers Freunde sahen sich oft bedenklich an und ihre Mienen verriethen dasjenige, was sie nicht auszusprechen wagten, näm-

lich, daß des Kaisers Trübsinn in eine Gemüths-
krankheit ausarten könnte, wie es dessen Leibarzt,
Forreau ihnen bei einer vertraulichen Unterredung
angedeutet hatte.

Obwol dies den Damen und jedem Andern ver-
schwiegen wurde, hatte sich dennoch bald ein leises
Gerücht darüber nicht nur in der Umgebung des
Kaisers, sondern auch unter den Truppen und Be-
wohnern verbreitet, das durch Napoleons abgeschlossene
Lebensweise nicht unwesentlich unterstützt wurde.

Die übeln Wirkungen desselben, namentlich auf
die Soldaten, konnten nicht ausbleiben, und Napoleons
Freunde hatten hinreichend mit der Widerlegung
desselben zu thun, vor allen Dingen aber zu ver-
hüten, daß es sich nicht weiter verbreitete oder gar
zu Napoleon selbst gelangte; denn die Kenntniß desselben
mußte eine schreckliche Wirkung auf ihn erzeugen.

Unter der Steigerung dieser übeln Verhältnisse,
die zuletzt eine fast allgemeine entmuthigende Stim-
mung hervor gerufen hatten, war das neue, für
Napoleon und Europa so bedeutsame Jahr 1815
gekommen.

Stürme hatten dasselbe eingeläutet und ihr Sausen und Brausen den Glückwunsch dazu den Bewohnern des kaiserlichen Palais abgestattet, die bangende Brust mit erhöhter Angst erfüllend, das heitere, tröstende Wort den Lippen entreißend, indem sie sich gewaltsam in die Räume der Bequemlichkeit und Ruhe eindrängten.

Nicht Ruhe, Sturm sollte das neue Jahr erfahren; nicht das heitere, der Lust entquollene Wort sollte in ihm ertönen, sondern der Schmerzensschrei Verwundeter, das Getöse des Krieges, also verkündete es ihr kältendes, gewaltsames Wort.

Sie waren eine Mahnung an die Zukunft. Gut, wer ihre Mahnung verstand und sich für die zukünftigen Ereignisse waffnete.

Sie hatten für kurze Zeit die Schiffahrt unterbrochen und erst in der Mitte des Monat's Januar sänftigte sich ihre Gewalt wieder so weit, daß auch kleinere Fahrzeuge nach Ferrajo gelangen konnten.

Es war etwa die dritte Stunde Nachmittags. Finster und in sich gekehrt schritt Napoleon in seinem Arbeitskabinet auf und ab. Sein Auge blickte matt,

entmuthigt, sein Gesicht war bleich und abgezehrt und es machte sich in seinem Anzug gegen seine Gewohnheit eine gewisse Nachlässigkeit geltend.

Er war heute reizbarer und ungeduldiger, denn je. Die erwarteten Nachrichten von Wien und Frankreich waren ausgeblieben und seinem Geist fehlte die gewöhnte Beschäftigung. Wiederholt hatte er bereits die früher eingelaufenen Zeitungen und Briefe gelesen, sich an den von ihm veranlaßten Aufsätzen über das beabsichtigte Attentat ergötzt, in welchem offene Anklagen gegen Frankreich und die verbündeten Mächte ausgesprochen waren, und seine Seele verlangte nach neuer Nahrung.

In der Erwartung, das Postschiff in kurzer Zeit einlaufen zu sehen, weilte er viel an dem Fenster und beobachtete mit einem Fernglas die Meeresweite, um dasselbe so schnell als möglich zu entdecken und sich die Gewißheit zu verschaffen, sein Verlangen endlich befriedigen zu können.

Seine Mühe sollte nicht vergeblich sein, denn etwa gegen vier Uhr entdeckte er das erwartete Fahrzeug, das sich trotz des widrigen Windes dennoch mit

ziemlicher Schnelligkeit der Insel näherte und beim Anbruch des Abends in den Hafen einlief.

Er rief sogleich Santini herbei und beauftragte denselben, die für ihn eingelaufenen Depeschen sofort holen zu lassen, und ungefähr eine Stunde darauf hatte er die empfangenen Briefschaften und Zeitungen auf dem Tisch ausgebreitet und sich in deren Kenntnißnahme vertieft.

Auch Bordone hatte von seinen Freunden in Livorno und Turin Briefe erhalten und war eben im Begriff, dieselben zu öffnen, als sein Diener mit der Meldung erschien, daß ein Schiffer angelangt sei, der ihm etwas zu übergeben wünschte.

Bordone befahl, denselben sogleich eintreten zu lassen, und war nicht wenig überrascht, als ihm dieser ein zierliches Billet mit der Bemerkung einhändigte, daß ihm eine Dame, die mit dem Postschiff gekommen und sich noch auf demselben befände, das Schreiben mit dem Befehl übergeben hätte, es dem Obersten selbst zu überliefern.

Kaum hatte der Bote ihn verlassen, so öffnete Bordone das Billet, dessen Aufschrift ihn nicht wenig überrascht hatte.

Der Inhalt desselben — nur wenige Zeilen — steigerte sein Erstaunen in hohem Grade und rief zugleich die lebhafteste Erregung in ihm hervor.

Ohne Zögern warf er sich in die Kleidung und begab sich mit eiligen Schritten nach dem Palais des Kaisers.

Daselbst angelangt, ließ er sich sofort bei demselben anmelden. Er wurde angenommen und trat nach wenigen Augenblicken bei Napoleon ein.

Er traf denselben in der nämlichen Beschäftigung, wie wir ihn verlassen haben.

„Was führt Sie zu mir, Oberst?" fragte er, von dem Blatte aufschauend, in welchem er eben sehr eifrig gelesen hatte.

„Sire, eine überraschende Botschaft. Die Gräfin P.. ist mit dem Postschiff angelangt und hat mich in diesem Billet beauftragt, dies Eurer Majestät zu melden und mir ihre weiteren Beschlüsse über ihre Aufnahme hier zu erbitten und ihr dieselben alsdann mitzutheilen."

Die Gräfin!" rief Napoleon überrascht und er=

freut. „O, wie willkommen ist sie mir; denn ich vermuthe, sie bringt mir wichtige Nachrichten.“

„Den Andeutungen in dem Briefe nach zu urtheilen, wird dies in der That der Fall sein,“ entgegnete Bordone.

„Die Villa ist unbewohnt, führen Sie die Gräfin dahin. Lassen Sie sich mein Boot herrichten und holen Sie sie mit demselben ab. Ein zweites Boot kann für die Dienerschaft mitgeschickt werden,“ bemerkte Napoleon und fügte alsdann nach kurzem Ueberlegen fort: „Sobald die Gräfin dort angelangt ist, theilen Sie es mir sogleich mit, lieber Oberst; denn ich will sie noch heute begrüßen. Machen Sie sie darauf aufmerksam und richten Sie sich ein, mich nach der Villa zu begleiten. Seien Sie bedacht, daß Niemand von meinem Besuch etwas erfährt. Ich werde nur Santini von hier mitnehmen, und ich denke die Dunkelheit wird uns vor den Spionen schützen. Beeilen Sie sich, damit die Gräfin noch zeitig anlangt.“

Nach Bordone's Entfernnng rief Napoleon Santini herbei und beauftragte ihn, einen Wagen sogleich nach dem Hafenthor zu senden und sich dem

Obersten zur Verfügung zu stellen. Ebenso sollte ein Eilbote sofort nach St. Martino abgehen und die Leute dort veranlassen, die nöthigen Einrichtungen für die Aufnahme des Besuchs zu treffen.

Er befahl, über Alles das tiefste Schweigen zu beobachten und dies den Leuten in seinem Namen auf das Strengste einzuprägen.

Nachdem er in solcher Weise für den nicht erwarteten Besuch Sorge getragen und sich der Diener entfernt hatte, durchschritt er in großer Erregung das Zimmer.

Die Ankunft der Gräfin und die Aussicht, sie so bald zu sehen, verdrängten das Interesse für seine bisherige Beschäftigung.

Ein inniges Band verknüpfte ihn mit ihr. Er hatte einst ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gehuldigt und sie in der Begeisterung für den Helden des Jahrhunderts, seinen Bewerbungen um ihre Gunst ein geneigtes Gehör geschenkt.

Es war eine flüchtige, doch um so süßere Liebe gewesen; Stürme kriegerischer Ereignisse rafften sie rasch dahin.

Jahre waren seitdem vergangen; sie hatten sich nicht wieder gesehen, durch Verhältnisse und Länderweiten getrennt. Sie bewahrten jedoch eine treue Erinnerung für einander, die in der Seele der Gräfin durch weitere bedeutsame Momente noch wesentlich erhöht wurde.

Aber nicht diese sich jetzt mit vermehrter Lebhaftigkeit geltend machende Erinnerung allein hatte Napoleons Bewegung erzeugt, sondern es übten darauf noch andere Umstände ihren Einfluß aus.

Die Gräfin hatte ihm nämlich in dem durch Bordone übersandten Brief das Versprechen gegeben, ihn, sobald sie irgend etwas von Bedeutung in Bezug auf seine persönlichen Verhältnisse erfahren sollte, davon zu benachrichtigen oder, falls sie es für geboten erachtete, selbst nach Elba zu kommen. Es lag daher für ihn die Annahme irgend einer wichtigen Maßnahme des Wiener Congresses gegen ihn nahe, und darum sah er mit gesteigerter Spannung dem Besuch der Gräfin entgegen, zugleich mit der Besorgniß, keine gute Botschaft vernehmen zu müssen.

Wie angenehm wäre ihm ihr Besuch gewesen,

würde er nicht zu solchen beunruhigenden Bedenken genöthigt gewesen sein.

Unter derartigen Erwägungen ging ihm etwa eine Stunde hin, ohne daß Bordone erschien; seine Erregung und Ungeduld mehrten sich in Folge dessen in hohem Grade.

Mehrmals schon hatte er sich bei Santini erkundigt, ob Alles vorbereitet wäre und dieser stets und wie natürlich bejahend geantwortet; oft und oft sich an der Uhr von der Zeit überzeugt und erwogen, wie viel davon zur Ueberfahrt und zu den weiteren Anordnungen etwa erforderlich sein dürfte. Seine Ungeduld ließ ihn dabei jedoch mancherlei unausbleibliche Nebenumstände übersehen, welche mit den Letztern verknüpft waren und die abgelaufene Zeit daher für hinreichend zu dem Allen erklären, was wenig zu seiner Beruhigung beizutragen vermochte.

Nach seiner Berechnung konnte Bordone schon wieder bei ihm sein.

Er vergaß freilich, daß es eine dunkle Nacht und das Meer von rauhen, widrigen Winden bewegt war, wodurch die Ueberfahrten erschwert und daher ver-

langsamt wurden und daß die Wege stets doppelt zurückgelegt werden mußten.

Endlich, als die Pendule die neunte Stunde ertönen ließ, vernahm er das Rasseln eines Wagens. Er athmete tief auf, die Glocke rief sogleich Santini herbei, der, den Mantel über dem Arm, den Hut in der Hand, erschien und den Kaiser bekleidete, indem er zugleich die Ankunft des Gefährtes meldete.

„Geh' und überzeuge Dich, daß sich Niemand in dem Vorzimmer oder auf dem Korridor befindet, und bringe mir alsdann sogleich Nachricht!“ befahl Napoleon.

Dies geschah und Santini kehrte in der nächsten Minute mit der Meldung zurück, daß der Kaiser den Wagen unbeobachtet erreichen könnte.

Ohne Zögern begab sich Napoleon dahin.

Bordone empfing ihn und stattete, während sich der Wagen sogleich in Bewegung setzte, einen kurzen Bericht über die ausgeführten Aufträge ab.

Die Ueberfahrt war beschwerlich gewesen und die Gräfin dadurch sehr angegriffen worden; doch hätte sie sich, in der Villa angelangt, rasch erholt.

Die Nachricht, noch heute Napoleons Besuch zu empfangen, hätte sie eben so sehr gerührt als erfreut und sie schnell ihre Schwäche und das Unwohlsein vergessen lassen.

„Hat sie etwa der Nachrichten gedacht, die sie mir überbringt?" fragte Napoleon.

„Ja, Sire, ohne mir dieselben jedoch näher zu bezeichnen; ihr betrübter Gemüthszustand läßt mich jedoch fürchten, daß dieselben ebenso wichtiger als schlimmer Natur sind."

„Ich habe das erwartet und bin darauf vorbereitet," fiel Napoleon kurz und erregt ein.

Nach kurzer, im Schweigen hingebrachter Zeit erreichten sie die Villa.

„Erwarten Sie mich hier," bemerkte Napoleon, als sie ein Gemach betreten hatten, und begab sich alsdann zu der Gräfin.

Bebend vor Erregung und unter einem Thränenstrom streckte ihm diese die Arme entgegen, als er bei ihr eintrat, und sank ihm alsdann an die Brust.

Napoleon war tief ergriffen; er vermochte kein Wort zu sprechen. Sanft drückte er sie an sich und

es gingen mehre Augenblicke dahin, ehe er der Sprache wieder mächtig wurde.

„Meine gute, theure Kathinka!“ sprach er leise, indem er sie wiederholt auf die Stirn küßte. „Lassen Sie uns stark sein, Gräfin, und die Stunde des Wiedersehens ungetrübt genießen,“ fügte er hinzu und geleitete sie zu einer Ottomane, worauf er sich mit ihr niederließ.

Ihre Hand in der seinen festhaltend, fuhr er darauf in zärtlichem, weichem Tone fort:

„Wie soll ich Ihnen meinen Dank für Ihre aufopfernde Liebe ausdrücken, Kathinka. Ich vermag es nicht; denn alle Worte sind zu arm dazu. Daß ich Sie hier sehe, ist mir ein schöner Beweis der treuen Liebe, die Sie mir trotz der Zeit und meiner unglücklichen Lage bewahrt haben. O, Kathinka, ich habe nie geahnt, wir könnten uns einst so wiedersehen!“

Seine innere Bewegung übermannte ihn und er verhüllte das Antlitz mit den Händen.

Schweigend, doch mit dem höchsten Interesse hatte die Gräfin seine Liebesworte vernommen, wäh-

rend sie sein abgehärmtes, kummervolles Antlitz unter erneuten Thränen betrachtete.

Kaum vermochte sie den einst so stolzen und mächtigen Kaiser wieder zu erkennen. O, wie viele fremde Züge hatten Sorge, Unmuth und das aufgezwungene thatenlose Dulden seinem bleichen Antlitz aufgenöthigt! Nichts entdeckte sie mehr darin von seiner ehemaligen Energie und Siegesgewißheit, nichts von der Allmacht des über Europa herrschenden Gebieters.

Wenige Monden nur der Verbannung hatten ihn so weit gebracht. O, das beugte sie tief und um so schmerzlicher, da sie das Bewußtsein erfüllte, ihm statt Trost und Freude nur Schlimmeres, als er ahnte, bringen zu müssen.

„Welche süße Ueberraschung haben Sie mir durch das übersandte Portrait bereitet, meine theure Kathinka," fuhr Napoleon nach kurzem Schweigen fort. „O, Sie wußten es, wie lieb mir dasselbe in einem Augenblick sein würde, in welchem ich über den Raub meines armen Sohnes klage! Wie sehr danke ich Ihnen dafür, und wie beglückt mich der Gedanke, daß

uns ein so schönes Band vereinigt." Er umarmte sie voll Innigkeit und mehre Augenblicke ruhten sie einander an der Brust; alsdann bemerkte Napoleon: „Wie schmerzlich empfinde ich es, nicht wenigstens ihn in die Arme schließen zu können!"

„Und sehnt sich Ihr Herz nach ihm?" fragte die Gräfin, freudig zu ihm aufschauend.

„Gewiß, gewiß, meine theure Kathinka!" fiel Napoleon ein.

„O wie sehr beglückt mich Ihr Wunsch, Sire, und um wie viel mehr steigert sich mein Glück, da mir die Erfüllung meines heißen Verlangens endlich, endlich gestattet sein soll!" rief die Gräfin in überwallender Freude aus.

„Wie, er begleitet Sie?" fragte Napoleon überrascht.

„Ja, Sire, und Sie sollen ihn in Ihre Arme schließen und er zum ersten Mal das Antlitz seines Vaters schauen!" fiel die Gräfin ein, erhob sich, eilte in das Nebenzimmer und kehrte bald darauf mit jenem Knaben zurück, den wir früher in Wien bei ihr gesehen haben. Mit leuchtenden Blicken legte sie den-

selben in Napoleons Arme, während sie zu seinen Füßen niedersank und in seinem Antlitz nach dem Eindruck forschte, den das Kind ihrer Liebe auf ihn hervorrufen würde. Wie glücklich fühlte sie sich!

Napoleon betrachtete den Knaben aufmerksam, prüfte seine Züge und drückte ihn dann voll Innigkeit an die Brust, küßte ihn wiederholt und schien sich an seinem Anblick nicht sättigen zu können.

Ueberrascht blickte ihn der Knabe mit seinen großen dunkeln Augen an, schaute alsdann fragend auf die Gräfin, und als diese seine natürliche Scheu vor dem fremden, bleichen Mann, der ihm so viele Zärtlichkeit erwies, durch freundlichen Zuspruch zu beseitigen bedacht war, fragte er:

„Wer ist der fremde Herr?" —

Die Gräfin wandte ihr Antlitz schweigend und ergriffen von ihm ab; welche Antwort durfte sie ihm darauf geben; — sie erwartete dieselbe von Napoleon. Es trat eine kleine Pause ein, alsdann bemerkte der Letztere:

„Ein armer Mann, der Dich lieb hat und Dich für alle Zeit in sein Herz schließen will und der Dir

einst, wenn Du groß bist, mehr über sich sagen wird. Schau ihn Dir recht genau an, damit Du ihn dereinst wieder erkennst."

Der Knabe schien seine Worte zwar nicht ganz zu begreifen, that aber, wie Napoleon wünschte, und blickte ihn mehre Augenblicke unverwandt an. Alsdann verlangte er von ihm fort. Er war von der Reise ermüdet und wünschte zu Bett zu gehen.

Napoleon küßte ihn und die Gräfin trug ihn alsdann in das Nebenzimmer.

Als sie zurück kehrte, fand sie Napoleon, in Gedanken verloren, den Mund von einem wehmüthigen Zug umspielt, trübe vor sich hinschauend. Sie nahte sich ihm schweigend und mit dem Ausdruck voller Liebe. Er schaute zu ihr auf, streckte ihr die Arme entgegen und zog sie zu sich nieder, indem er mit vor Rührung bebender Stimme bemerkte:

„Das ist Alles, womit ich der Mutter meines Kindes für alle Opfer, die sie mir und ihm gebracht, meinen Dank ausdrücken kann!"

„O sprechen Sie nicht von Dank, Sire! Meine Liebe und mein Mutterglück entschädigen mich reich

für Alles, was geschehen ist und für Alles, was kommen wird. In meines Kindes Leben, in seinem frohen Gedeihen, in Ihrer Zufriedenheit liegt für mich die ganze Befriedigung meiner Wünsche. In meines Kindes Zügen finde ich ja das Bild des Mannes wieder, dem meine Liebe und Bewunderung gehört, und dies macht das ganze Glück meines Daseins aus!“ rief die Gräfin in edler Begeisterung.

„O, Du edles Weib, wie strahlst Du so herrlich über Alle in Deiner seltenen Resignation, in der Größe und Wahrheit Deiner Empfindungen!“ sprach Napoleon, sie bewundernd betrachtend. „Es werden vielleicht,“ fuhr er darauf sinnend fort, „auch für mich wieder glücklichere Zeiten kommen, dann, Kathinka, mußt Du in meiner Nähe bleiben und mir das Glück gewähren, mich an Deinem und meines Sohnes Anblick zu erfreuen. Ich will ihm eine glänzende Stellung geben, wie sie sich für meinen Sohn geziemt und ich hoffe, Du wirst damit zufrieden sein. Er soll eine Erziehung mit dem Könige von Rom genießen und Du wirst ihn seinen unbekannten Vater lieben und ehren lehren.“ —

Schweigend, das Haupt tief gebeugt, die Augen von heftig sich andrängenden Thränen erfüllt, hatte ihm die Gräfin zugehört; und je länger er sprach, je mehr Hoffnungen er für die Zukunft ausdrückte, um so reicher flossen ihre Thränen, um so sichtlicher trat die sich in ihr steigernde Bewegung hervor. Anfangs achtete Napoleon nicht darauf; dann aber, von einer finstern Ahnung plötzlich ergriffen, fragte er:

„Du theilst meine Hoffnungen nicht, Kathinka? — — Deine Thränen fließen reichlicher, statt zu versiegen; Deine Seele scheint von Schmerz erfüllt. Was bewegt Dich? Sage es mir, denn Deine früheren Worte haben mich bereits vorbereitet, Schlimmes von Dir zu vernehmen. Was ist geschehen? Haben sie meinen Tod bestimmt? Ich muß es glauben.“ — —

„Nein, Sire, nein, nicht den Tod!“ stöhnte die Gräfin unter Schluchzen.

„Nicht Tod? Was gäbe es denn noch, was sie über mich verhängen können, wenn nicht den Tod, da ich alles Uebrige bereits erdulden mußte?“ fragte Napoleon mit vor Erregung bebender Stimme und indem er ihre Hände fast krampfhaft drückte.

„O, Sire, fassen Sie sich! Was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist fast ebenso schlimm, als der Tod, vielleicht noch schlimmer!“ sprach die Gräfin mit erstickter Stimme.

„Schlimmer!“ rief Napoleon. „Was ist's?“

„Verbannung nach der Insel St. Helena!“ — hauchte die Gräfin mit einer furchtbaren Anstrengung und sank alsdann an seine Brust, indem sie ihn leidenschaftlich umschlang.

Napoleon fuhr zitternd zusammen; ihre Worte hatten ihn in der tiefsten Seele getroffen.

Er erwartete Uebles zu hören; das Vernommene überstieg jedoch alles von ihm Gefürchtete. Aber er sprach nicht; doch hob sich seine Brust ungestüm; er knirschte mit den Zähnen und seine Hand griff nach der Lehne der Ottomane, die er fest umfaßte.

„Und das ist wahr?“ — fragte er nach einer Pause mit bebendem und fast unverständlichem Ton.

„Ja, Sire. Ich habe es aus der sichersten Quelle und fürchte, es wird bald kein Geheimniß mehr sein. Auch Mürats Schicksal ist bestimmt. Man wird ihn entthronen.“

„Auch Mürat?! So ereilt ihn das Schicksal, das ich seinem Wankelmuth prophezeite!“ rief Napoleon. „Ich sehe, sie wollen mit uns aufräumen!“ fügte er höhnisch hinzu. „Ich habe so etwas erwartet.“

„Ja, Sire, dies ist in der That ihre Absicht,“ hauchte die Gräfin und fuhr darauf fort:

„Kaum hatte ich mich von der Gewißheit der getroffenen Maßnahmen überzeugt, so eilte ich hieher, um Ihnen von Allem Mittheilung zu machen und die erforderliche Zeit zur Rettung zu verschaffen.“

„Ich werde gegen eine so schändliche Willkür mit meiner Berechtigung protestiren!“ fiel Napoleon heftig ein.

„Hoffen Sie nicht, daß das Gehör finden wird. Es ist ein für alle mal bestimmt, Sie für immer zu beseitigen und Ihnen durch diese Verbannung die Möglichkeit zu rauben, sich wieder zu dem früheren Glanz aufzuschwingen.“

„Ja, ja, Sie werden Recht haben, Gräfin. Es wird so sein. Es gelang ihnen nicht, mich meuchlings zu tödten; mir vor aller Welt den Kopf abzuschlagen,

wagen sie nicht; da ist eine solche Verbannung auf eine wüste, von allem Verkehr abgeschnittene Insel ein guter Ausweg. O, ich begreife!“ fiel Napoleon, seine Erregung nur mühsam beherrschend, mit schneidendem Ton ein.

„O, Sire, retten Sie sich, retten Sie sich um jeden Preis! Denn ich ertrüge es nicht, Sie in einer solchen Lage zu wissen!“ flehte die Gräfin, während ihre Thränen unaufhörlich strömten.

„Ja, das will, das werde ich, theure Kathinka! Noch bin ich kein todter Mann, noch gebiete ich über meinen Willen und meinen Arm, noch über Freunde und Truppen, noch über Anhänger in Frankreich und Italien, und wehe dem Manne, der sich unter solchen Umständen widerstandslos seinen Peinigern in die Arme liefert! — Gut ausgeheckt in dem verfluchten Diplomatengehirn; gut ausgedacht!“ fuhr er, voll Ingrimm vor sich hinsprechend, fort. „Ein stilles, ruhiges Plätzchen, Helena, um darauf hinzusiechen gleich einem Schwindsüchtigen. — Gut ersonnen, zu dem Hohn noch die Qualen der Vereinsamung zu fügen, um mein Herz an der schlimmsten Stelle zu treffen.

O, das wußten sie, das wußten sie sehr wohl und es macht dem Erfinder dieses Beschlusses in der That alle Ehre, so scharfsinnig gewesen zu sein. Ein prächtiger Ort für die ärgsten Verbrecher, ein zweites Botanybay, das ich wahrscheinlich mit meinem zerfetzten Kaisermantel einweihen soll für meine Nachfolger!"

Von innerer Entrüstung getrieben, wollte er sich erheben; er vermochte es jedoch nicht und sank wieder in die Ottomane zurück.

„Helena, Helena!" murmelte er vor sich hin.

„Gut ausgedacht, gut ausgedacht! Warum nicht lieber gleich Australien; es wäre ja gleich. Doch nein, nein, das wäre es nicht; denn jene Verbrecherkolonien sind gegen Helena noch ein Paradies!" —

Seine sich steigernde Bewegung versagte ihm das Wort; todtenbleich, stumm, die Lippen bebend, die Gesichtsmuskeln zuckend, das Auge starr, saß er da, ein gebrochener Mann, ein Ausgestoßener nach dem Felseneiland Helena. —

In Thränen und Schmerzen aufgelöst, umschlang ihn die Gräfin und sprach tröstende und ermunternde Worte zu ihm; er vernahm sie je-

doch nicht; denn das eine einzige Wort „Helena" durchtönte fort und fort seine Seele und nur dieses vermochte sie zu fassen. In dieser Lage verharrte er eine längere Zeit; alsdann riß er sich gewaltsam aus seinem Brüten auf; er hatte dem Schmerz genugsam geopfert, den angedrohten Schimpf tausendfach durchgefühlt. Von der Grausamkeit des Beschlusses, von dem Wortbruch seiner Feinde bis in das innerste Mark des Lebens getroffen, litt er namenlos; aber sie zermalmten seine Seelenkraft nur vorübergehend; alsdann besiegte die Empörung über eine so grausame Willkür Schmerz und Schwäche und rief ihn auf zu Trotz und Kampf, zu einem Kampf auf Leben und Tod, rief die ertödtete Energie wach und mit ihr sein verlorenes Selbst.

Er erhob sich mit großer Anstrengung und taumelte gleich einem Trunkenen bei dem Versuch zu gehen.

Die Gräfin faßte schnell seinen Arm und stützte ihn und mit ihrer Hilfe gelang es ihm endlich, die Schwäche der Glieder zu überwinden. Das entnervte Leben kehrte allmälig zurück. Er erbat sich Wein und als er mehre Gläser hastig zu sich genommen, be-

lebte sich wieder sein Auge und Antlitz, verrieth sich neue Spannkraft in seinen Bewegungen und seiner Stimme.

Langsam schritt er an der Gräfin Arm mehrmals durch das Gemach. Er hielt ihre Hand fest in der seinen, drückte sie oft und zärtlich an sich; aber er fand noch immer die erleichternden Worte nicht.

Endlich blieb er stehen, zog die Gräfin an sich und schaute ihr liebevoll in das Antlitz.

„Dir, theure Kathinka,“ sprach er mit weicher Stimme, „Dir verdanke ich die Rettung vor diesem Hohn. O Du edles, theures Weib! Du scheutest keine Gefahr, kein Ungemach, mir zu helfen. Deine Liebe bebte nicht vor den Stürmen und Wogen des Meeres zurück; wie danke ich Dir für dies Alles. — Brachtest Du mir auch einen großen Schmerz, so brachtest Du mir doch auch in Deiner Liebe, in dem Pfand unserer Zärtlichkeit Trost und Glück und knüpftest dadurch mein entmuthigtes Herz wieder an das Leben. So hast Du mich zwiefach gerettet.“

Er küßte sie und schritt dann wieder durch das Gemach.

„Ich entsagte der Krone," fuhr er darauf fort, „um Frankreich den Frieden zu geben; ich begnügte mich, hier auf diesem kleinen Raum ein stilles Dasein zu führen; ich habe nichts bisher unternommen, was meine Feinde verletzen, noch sie wegen der Ruhe Europas besorgt machen konnte, und dennoch, dennoch wagt man es, mich in solcher Weise zu Tode quälen zu wollen. — Sieh, Kathinka, dieser Gedanke enthält so viel Grausames, Unmenschliches, daß auch ein Stärkerer, als ich, demselben unterliegen kann. Aber wenn mich derselbe auch so tief beugte, so erweckte er doch auch das stolze Bewußtsein in mir, wie sehr gefürchtet ich sein muß, da man sich zu solchen grausamen Maßnahmen, welche diejenigen entehren, von deren Zustimmung dieselben ausgingen, verstehen konnte. Noch hoffe ich, daß nicht alle Fürsten damit einverstanden sein werden; denn Alexander und der König von Preußen besitzen einen viel zu biedern und wohlwollenden Charakter, um an einer solchen Grausamkeit Gefallen zu finden. Auch Sachsen, Würtemberg, Baiern und Schweden werden dagegen protestiren, da sie mir freundlich gesinnt und

verpflichtet sind. Aber darum ist für mich die Gefahr noch nicht beseitigt; denn ich ersehe aus der beabsichtigten Verbannung, daß man mein gegenwärtiges Gefängniß nicht für hinreichend erachtet, um jede Hoffnung auf eine glücklichere Gestaltung meiner Lage in mir zu ertödten. Diesen Erfolg glaubt man mit Recht durch Helena zu erzielen. Sie sollen sich täuschen, Kathinka, sie sollen sich täuschen, glaube mir, und fasse Muth und Zuversicht zu meinem Geist, der, je höher die Gefahren sich steigern, auch um so mehr an Kraft gewinnt. Nicht im Dulden liegt meine Stärke, sondern im Handeln, und da man mich in solcher Weise dazu herausfordert, da es jetzt den Kampf um mein Leben und meine Freiheit gilt, so hat auch meine Schwachheit ihr Ende erreicht. Ich fühle, wie mein Geist an Klarheit gewinnt, ich fühle, wie die Unruhe der Seele vor dem Gedanken eines festen, unabänderlichen Zieles, das mir jetzt gesteckt worden ist, weicht. Für mich giebt es jetzt weder ein Schwanken, noch Ueberlegen mehr; klar liegt der Weg vor mir, den ich beschreiten muß und werde und führte er auch in den Tod. Denn

ich mag jetzt thun, was ich will, ich kann meine Lage nicht mehr verschlechtern; aber ich kann auch Alles gewinnen. Und so trockne Deine Thränen, gute Kathinka, und fasse Muth, wie ich es thue. Vielleicht liegt die Zeit nicht mehr fern, wo ich Dich in den Tuilerien im Glanz der wieder eroberten Kaiserwürde begrüßen kann."

„O käme dieser glückliche Augenblick bald, recht bald!" rief die Gräfin voll tiefer Empfindung.

„Er wird kommen, meine Gute; tröste Dein Herz mit dieser Hoffnung. Ich weiß, wie viele treue Freunde meiner in Paris und Frankreich harren; ich weiß, welche wirksame Hilfe ich von anderer Seite zu erwarten habe, und ebenso sehr bin ich auch überzeugt, daß es nur meines Rufes bedarf, um sie Alle wieder um mich zu schaaren und meinen Thron in ihrem Schutz zu behaupten," tröstete Napoleon in festem, ruhigem Ton, und wir erkennen daraus, daß seine Willenskraft den schweren Schlag überwunden hatte und erstarkt war.

„Ja, Sire, ja, so wird, so muß es sein!" fiel die Gräfin ein. „Auch Polen steht zu Ihnen. O,

vergessen Sie mein Vaterland nicht, das Ihnen huldigte mit Gut und Blut, und das nun in dem nordischen Reich für immer untergehen soll."

„Ich werde Polen nicht vergessen, ich werde der Opfer eingedenk sein, die es mir mit Begeisterung dargebracht hat, sobald ich wieder an der Spitze meiner Macht stehe. Ich schwöre es Dir, Kathinka."

„Und ich danke Ihnen dafür im Namen meines unglücklichen Vaterlandes, das mit Zuversicht auf Ihre Hilfe baut. Doch vor Allem, Sire, retten Sie sich! Gebieten Sie über meine Mittel und über die geringen Bemühungen, die ich auszuführen mächtig bin. Ich schrecke vor keiner Gefahr zurück; darum sagen Sie, was ich thun und wie ich Ihnen helfen kann!" sprach die Gräfin mit leuchtenden Blicken.

„Ich will es thun, meine edle Kathinka, sobald es die Umstände erforderlich machen; doch fern ist es von mir, Sie der geringsten Gefahr preis zu geben. — Sie bleiben eine Zeit lang hier und wir finden alsdann Gelegenheit, über alle diese Dinge noch ausführlicher zu sprechen. Für heute sei es genug. Sie sind, wie ich, erschöpft und bedürfen der Ruhe.

Es ist bereits Nacht geworden; so will ich scheiden, obwol ich es ungern thue, da mich mein Herz zum Verweilen nöthigt. Aber es muß sein. Doch ehe ich scheide, läßt mich die Sorge noch den Wunsch aussprechen, von dem heutigen Gespräch gegen Niemand etwas zu verrathen. Ich werde Ihnen meine Mutter und Schwester zuführen, die wahrscheinlich, durch Ihren Besuch und mein Interesse für Sie ein wenig überrascht, so wie in der Vermuthung, Sie besäßen mein besonderes Vertrauen, von Ihnen etwas über meine künftigen Schritte zu erfahren bemüht sein werden. Ich habe Gründe, diese sowol wie meine Umgebung überhaupt, in Unkenntniß darüber zu erhalten; weichen Sie daher ihren Fragen aus und bemühen Sie sich, als durchaus unbekannt mit allen diesen Dingen zu erscheinen. Was Ihren Besuch anlangt, so wollen wir denselben als die Folge meines ehemaligen Aufenthaltes in Ihrem Elternhause bezeichnen. Der Wunsch, mich und die Insel zu sehen, hat Sie dazu veranlaßt. Auf diese Weise läßt sich derselbe einfach und natürlich begründen und wir vermeiden dadurch zugleich jedes

Aufsehen, was um so nothwendiger ist, da mich eine Menge Spione hier umgeben. Sie sind damit einverstanden, gute Kathinka?"

Die Gräfin unterwarf sich gern diesen Maßnahmen, da sie ja eben kein anderes als das von Napoleon bezeichnete Interesse nach der Insel geführt hatte, und nach einem zärtlichen Abschied trennten sie sich in der angenehmen Aussicht eines nahen Wiedersehens.

„Ich habe Sie lange warten lassen, lieber Oberst," sprach Napoleon, als er bei Bordone eintrat. „Wir wollen sogleich nach Hause."

Schweigend bestiegen sie darauf den Wagen, der sie in kurzer Zeit nach Ferrajo brachte.

Bei dem Palais angelangt, forderte Napoleon den Obersten auf, ihn nach seinem Zimmer zu begleiten.

Daselbst angelangt, theilte ihm der Kaiser den Beschluß seiner Verbannung mit, indem er ihm zugleich das strengste Schweigen darüber empfahl, und es darf kaum bemerkt werden, wie tief Bordone dadurch berührt wurde.

Zugleich ersuchte er den Obersten, so viel als möglich das Gerücht von seinem Trübsinn zu verbreiten, indem er dasselbe durch sein eingezogenes Leben so viel als möglich zu begründen bemüht sein wollte. Bordone sollte sich bei guter Witterung nach Livorno und Genua begeben und die dort für den Kaiser deponirten Summen in Empfang nehmen und zugleich dafür Sorge tragen, daß die daselbst geborgenen Waffen nach Longone geschafft würden.

Bordone wurde durch diese Aufträge nicht wenig überrascht, mehr jedoch noch durch die Regsamkeit und Klarheit, welche sich in des Kaisers Wesen zeigte. Denn von dessen früherm Trübsinn und Abgespanntheit war keine Spur mehr zu entdecken.

Eine ganz außerordentliche Veränderung schien in Folge des Besuchs mit ihm vorgegangen zu sein.

Unter diesem höchst erfreulichen Eindruck verließ Bordone den Kaiser, der die Hoffnung in ihm erzeugte, daß sich Napoleon nun bald für ein bestimmtes Unternehmen erklären würde.

Der Rückweg nach seiner Wohnung war beschwerlich. Die Nacht war finster; der Wind hatte

sich verstärkt und blies mit Heftigkeit vom Meere herein. Laut tobte die Brandung. Alles deutete auf ein nahendes Unwetter. Aber er achtete wenig darauf im Hoffnungsgefühl des ersehnten über Europa nun bald hereinbrechenden Sturmes.

## Drittes Capitel.

### Im Hôtel der Königin Hortense.

Napoleon hatte die Nacht, die Seele von den empfangenen Eindrücken und seinen Gedanken erfüllt, schlaflos hingebracht, und schon früh ließ er Drouot und Bertrand zu sich rufen und theilte ihnen sowol seine Verbannung als auch die bereits Bordone bezeichneten Wünsche mit.

Ihre Entrüstung war nicht minder groß, als diejenige des Obersten; aber ebenso sehr auch ihr Erstaunen über des Kaisers Umwandlung hinsichts seiner Stimmung und seines Wesens.

„Thut also, wie ich wünschte, meine Freunde, und ich werde mich dagegen bemühen, meine Hypochonder-Rolle so gut als möglich fort zu spielen," fuhr der Kaiser fort. „Und Du, Drouot, laß Dich nicht

etwa von der Fürstin beschwatzen und plaudere. Ich weiß, sie ist in dieser Beziehung ein arger Quälgeist und es ist schwer, sich ihrer zu erwehren. Nun, nun, Freund, ich kenne Dich," fiel er mit Freundlichkeit ein, als Drouot im Begriff war, seine Schweigsamkeit zu betheuern, „und fürchte daher nichts." — Alsdann fuhr er fort: „Man soll glauben, die Nachricht von der beabsichtigten Verbannung träfe mich durchaus unvorbereitet. Denn wahrscheinlich wird sie nicht mehr lange ausbleiben und die Welt auf's Neue in Erstaunen versetzen. Ich werde dagegen natürlich auf's Aeußerste protestiren lassen, ob mit ob ohne Wirkung, muß dahin gestellt bleiben; jedenfalls jedoch wird sich in Folge dessen meine Hypochondrie bis zum äußersten Grade mehren und ich ein durchaus gebrochener, energieloser Mann sein, den kein Kind zu fürchten hat und dem man nicht den geringsten Widerstand mehr zutrauen darf. In dieser Täuschung müssen wir vor allen Dingen die Spione hier zu erhalten bemüht sein, um ihre Aufmerksamkeit von mir abzuziehen und allmälig einzuschläfern. Ich bedarf dieser Momente. Ist uns das Alles gelungen,

so denke ich wird uns auch der Himmel ein wenig günstig sein und gute Witterung schenken."

Mit diesen Worten schloß er seine Mittheilung, die seine Zuhörer eben so sehr überraschte als erfreute.

Nachdem sich diese entfernt hatten, begab er sich zu seiner Mutter und Schwester und theilte ihnen die Ankunft der Gräfin mit, indem er zugleich den Wunsch aussprach, dieselbe am Abend mit ihm gemeinschaftlich zu besuchen.

Er überraschte die Damen durch diese Mittheilung und das für die Gräfin gezeigte warme Interesse nicht wenig, und gerne erklärten sie sich zur Erfüllung seines Wunsches bereit.

Seit dieser Zeit statteten sich die Frauen häufige Besuche ab, auch verweilte Napoleon oft allein bei der Gräfin und erfreute sich in ihrer Liebe und dem Anblick seines Sohnes.

Derselbe galt für der Gräfin Kind und sie selbst als verheirathet, wodurch weitern Fragen geschickt vorgebeugt wurde. Sie beobachtete eine große Zurückgezogenheit und zeigte sich fast niemals öffent-

lich, so daß die Welt sie kaum sah und noch weniger von ihr hörte.

Auf diese Weise wurde Napoleon's Wunsch erfüllt und die Aufmerksamkeit von ihr abgelenkt.

Madame Lätitia sowol als ihre Tochter fühlten sich durch die in Folge des Besuchs der Gräfin wesentlich gebesserte Stimmung des Kaisers sehr beglückt, und segneten denselben mit dem lebhaften Wunsch, ihn noch recht lange ausgedehnt zu sehen.

Der Monat Januar war vorüber gegangen; da gelangte die Nachricht von Napoleon's Verbannung nach Elba und fiel wie ein niederschmetternder Wetterstrahl in die Gemüther. Der Congreß hatte entschieden.

Madame Lätitia wie auch Pauline sanken bei Empfang der Nachricht fast ohnmächtig zusammen, während die angesehensten Einwohner Ferrajo's, die Offiziere und Soldaten nach dem Palais stürmten, um Napoleon ihre Theilnahme zu erkennen zu geben.

Dieser wurde dadurch veranlaßt, sich nach langer Zeit wieder öffentlich zu zeigen, da die Truppen den Kaiser zu sehen wünschten und laut nach ihm riefen.

Er erschien mit dem Ausdruck tiefster Entmuthigung, dankte Allen mit herzlichen Worten für ihre Liebe und Ergebenheit, sprach die Klage über eine so harte Maßnahme aus, fügte jedoch hinzu, daß er durch seine Machtlosigkeit gezwungen sei, sich mit Geduld in sein Schicksal zu fügen.

Seine Worte, sein leidendes Aussehen regten die Masse in hohem Grade auf. Die Soldaten knirschten vor Wuth, riefen, er möge sich an ihre Spitze stellen und sich in seinem Reich behaupten, sie wollten die Insel bis zum letzten Mann vertheidigen und Aehnliches.

Napoleon wies diese Vorschläge jedoch mit Dank zurück und erwähnte seines leidenden Zustandes, indem er alsdann die Truppen aufforderte, mit Geduld die künftige Zeit zu erwarten, und ihnen seine Absicht mittheilte, gegen diese Maßnahme des Congresses zu protestiren.

In solcher Weise beruhigte er die Gemüther, die mit der niederbeugenden Ueberzeugung schieden, daß ihr großer Kaiser nur noch ein zu Tode getroffener,

machtloser Mann sei, von dem nichts Kühnes mehr zu erwarten wäre.

Napoleons Absicht wurde also in der That erreicht; denn es konnte nicht ausbleiben, daß die mit seiner Beaufsichtigung betrauten Personen von diesen Vorgängen in Kenntniß gesetzt wurden und die Ansicht der Menge endlich theilten.

Diese Wirkung verrieth sich bald in der verringerten Aufmerksamkeit, welche man hinsichts der Beobachtung der Insel an den Tag legte und wodurch den Fahrzeugen der sichere Transport des erwarteten Kriegsmaterials nach Elba ermöglicht wurde. Napoleons Schiffe vermochten aus den nämlichen Gründen eine vermehrte Thätigkeit zu entwickeln und die Herbeischaffung nothwendiger Gegenstände wesentlich zu unterstützen.

Napoleon beobachtete aus seinem Arbeitskabinet, das er jetzt kaum und nur für Stunden noch verließ, mit heimlicher Freude den guten Fortgang seiner Anordnungen und die nicht minder vortreffliche Wirkung seines Verhaltens auf seine Beobachter.

Seine Einsamkeit war jedoch nicht wie ehemals

traurig, peinigend und unbelebt, sondern vielmehr durch die in seinem Geist erwogenen Pläne für die Zukunft voll des reichsten Interesses. Ebenso empfing er im Schutz der Nacht öfter Personen, mit welchen er geheime Unterredungen hatte und die ebenso heimlich von der Insel verschwanden, als sie gekommen waren. Was er mit denselben verhandelte, blieb selbst seinen Vertrauten unbekannt.

Es war in den ersten Tagen des Monats Februar.

Madame Lätitia und die Fürstin befanden sich allein; die Erstere las eifrig in einem Gebetbuch, während die Letztere auf einer Ottomane ruhte.

Kummer und Sorge drückten sich in Beider Antlitz aus, welche die Verbannung des Kaisers und die sich daran für sie selbst knüpfenden schweren Folgen erzeugt hatte.

Pauline vernahm nur mit halbem Ohr die Worte ihrer Mutter; sie war viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Da öffnete sich die Thür und Napoleon erschien. Die Frauen, durch seinen nicht erwarteten Besuch sehr erfreut, begrüßten ihn mit vieler Innigkeit.

„Ihr seid überrascht, mich zu so ungewöhnter Stunde hier erscheinen zu sehen und werdet eine besondere Ursache dafür annehmen; Ihr irrt Euch hierin nicht; es ist so. Mein Besuch gilt besonders Dir, Pauline; denn ich möchte mir von Dir ein Liebesopfer erbitten," sprach Napoleon, indem er sich zu ihr setzte.

„Von Herzen gern! Du weißt, daß ich dazu immer bereit bin," entgegnete sie mit Herzlichkeit.

„Vernimm erst, um was es sich handelt, bevor Du Deine Bereitwilligkeit erklärst. Meine Bitte verlangt nichts Unbedeutendes," bemerkte Napoleon.

„Du machst mich erwartungsvoll, darum sage mir schnell, was Du wünschest und sei von der Erfüllung überzeugt," fiel Pauline ein.

„Nun denn, so vernimm, wie das Opfer heißt. Es ist Dir bekannt, daß meine Kasse schon lange erschöpft ist" —

„Leider, leider, Dank der französischen Regierung, die Dir ihr Wort nicht hält," fiel die Fürstin bedauernd ein.

„Ich brauche Geld und zwar eine bedeutende

Summe; wolltest Du mir mit Deinem Vermögen helfen?" fragte Napoleon.

„Wie gern!" rief die Fürstin und fügte betrübt hinzu: „Du weißt jedoch, daß auch meine Kasse fast ganz geleert ist" —

„Ich weiß es, Pauline, aber Du besitzest Diamanten; ich bitte Dich, mir Deinen ganzen Schmuck zu geben —"

„Meinen Schmuck?!" fragte die Fürstin überrascht, indem sie sich rasch erhob und Napoleon forschend anschaute.

„Ja, meine Gute. Er ist mir in meiner gegenwärtigen Lage von doppeltem Werth."

„Ist es so, so nimm ihn mit Freuden hin, denn Deine Bitte erfüllt mich mit dem beglückenden Bewußtsein, daß Du Deine Ketten brechen und Dich und uns alle retten willst!" rief Pauline in großer Aufregung.

Ihre Worte hatten Madame Lätitia schnell herbei gezogen.

„Sage, mein Sohn, ist es so?" fragte sie, ihre Hand auf Napoleons Schulter legend und die Augen gespannt auf ihn richtend.

„Ja, es ist so; ich will mich und Euch retten,“ sprach Napoleon fest und ruhig.

„O endlich, endlich!“ rief Pauline in überwallender Freude und umarmte Napoleon. „Endlich wird dieses qualvolle Leben enden!“ fügte sie hinzu.

„Es bedarf meiner Versicherung nicht, mein Sohn, wie freudig mich Dein Entschluß bewegt; Gott und die Heiligen mögen Dir in Deinem Unternehmen beistehn! Nun sage uns, was Du zu thun gedenkst,“ sprach Madame Lätitia.

„Zürne mir nicht, chère mère und Du, Pauline, wenn ich Euer Verlangen nicht erfülle; die Umstände verbieten es mir. Ihr werdet Alles zu seiner Zeit erfahren und ich bitte Euch, seid damit zufrieden. Möge es Euch zu wissen genügen, daß mein Entschluß feststeht; alles Uebrige kann für Euch keine Wichtigkeit haben. Seid bedacht, darüber auch nicht die leiseste Andeutung laut werden zu lassen; Ihr kennt die Gefahren, die durch irgend einen Verrath meiner Absicht für uns Alle herbei geführt werden müssen. Daher bitte ich Euch nochmals dringend, das tiefste Schweigen zu beobachten.“

„Wir wollen es, wir wollen es, mein Bruder!“ rief Pauline in der freudigsten Aufregung. „O, wir verstehen zu schweigen, verlaß Dich darauf!“ fügte sie mit Wichtigkeit hinzu.

Sie fühlte sich plötzlich gesund und kräftig, hatte sich bereits von der Ottomane erhoben und war im Begriff, sich zu entfernen.

„Wohin willst Du?“ fragte Napoleon.

Ich will den Schmuck holen und meine übrigen werthvollen Sachen zusammen suchen und sie demselben beifügen,“ entgegnete Pauline.

„Vermeide auch hierin die Aufmerksamkeit Deiner Umgebung zu erregen und mache das heimlich ab. Es kommt auf einen Tag nicht an. Packe Alles zusammen; ich werde es Morgen in Empfang nehmen,“ sprach Napoleon, näherte sich darauf der Fürstin, umarmte sie und bemerkte:

„Ich danke Dir von Herzen für Deine Liebe, Pauline, und hoffe Dir einen zehnfach kostbareren Ersatz für Dein Geschenk einst geben zu können.“

„O, das wirst Du, das wirst Du!“ rief Pauline froh.

„Und wenn ich Dir etwa mein Wort nicht zu halten vermöchte?“ — fragte Napoleon bedeutungsvoll.

„So wird der Schmerz über Dein Unglück viel zu groß sein, um mich den Verlust solcher Dinge empfinden zu lassen,“ fiel Pauline ein. „Aber ich fürchte das nicht, sondern bin von der Ueberzeugung erfüllt, daß Dir dein Vorhaben gelingen wird.“

„Das hoffe auch ich, mein Sohn. Du wirst Deine Pläne genau erwogen haben; ich weiß es, und dem Unglücklichen steht der Himmel bei!“ sprach Madame Lätitia gerührt und trocknete eine Thräne.

Napoleon trennte sich darauf bald von ihnen und die Frauen blieben in großer und freudiger Aufregung zurück und besprachen in vertraulicher Weise diese für sie so bedeutsame Angelegenheit, die sie nach allen Seiten erwogen, ohne jedoch Napoleons eigentlichen Plan zu errathen.

Der Letztere empfing an dem nächsten Tage den Schmuck, der durch vertraute Leute bald darauf in Genua und Livorno verwerthet wurde.

Die für Napoleon daselbst niedergelegten Summen

waren durch Bordone bereits nach Elba geschafft worden, und so gebot der Kaiser über nicht unbedeutende Mittel.

Obwol in solcher Weise für ein Unternehmen gerüstet, zögerte Napoleon dennoch, seine Freunde mit demselben bekannt zu machen, und mit der gespanntesten Erwartung sah man daher dem Zeitpunkt entgegen, in welchem er das entscheidende Wort aussprechen würde.

Wie auf Elba so fand dies auch in Paris statt und vor Allem war es die Königin Hortense, die, schon seit langer Zeit ohne Nachricht von Napoleon, mit der höchsten Ungeduld seinen endlichen entscheidenden Entschluß erwartete.

Das Gerücht von dem Attentat war natürlich sehr schnell zu ihr gedrungen, und indem sie durch dasselbe Napoleon's gefährliche Lage erkannte, erfüllte sie auch zugleich die Ueberzeugung, daß er nun auch nicht länger zögern würde, die zu seiner Rettung nothwendigen Schritte zu thun.

Im Interesse Napoleon's unausgesetzt thätig, hatte sie es nicht verabsäumt, ihm ab und zu durch

zuverlässige Leute Mittheilungen über die Vorgänge am Hofe und über die Fortschritte der verschiedenen in Paris befindlichen politischen Parteien zugehen zu lassen, so daß der Kaiser die genaueste Kenntniß davon erhielt.

Trotz alledem hatte er sie über seine Absichten ebenso wenig wie alle Andern aufgeklärt und sie wurde dadurch fast entmuthigt, als die Zeit dahin ging, ohne daß Napoleon ihr Verlangen erfüllte.

Und die Gefahr für ihn hatte sich während dieser Zeit in nicht geringem Grade vermehrt und drohte, falls er nicht bald einen entscheidenden Schritt that, jedes spätere Unternehmen unmöglich zu machen.

Die ihm feindlich gesinnten Parteien erhoben nämlich immer kühner ihre Stirn; vor allem die unter Fouché. Aus allen Schichten der Gesellschaft zusammengesetzt und unterstützt, hoffte sie ihre Zwecke um so leichter und sicherer zu erreichen, da das Verhalten der Regierung, die herrschende üble Stimmung gegen dieselbe den Ausbruch der bereits vorbereiteten Revolution wesentlich erleichterte. Die Wege dazu waren mit seltenem Geschick angebahnt worden und

man sah mit großer Begier neuen und verletzenderen Maßnahmen der Regierung, zu welchen man dieselbe unaufhörlich reizte, entgegen, um endlich gegen sie offen auftreten zu können.

Dies konnte jeden Tag erfolgen und daher lebte diese Partei sowol als Paris selbst in einer steten Spannung und Erwartung der nahenden Ereignisse.

Diese Umstände werden der Königin Rathlosigkeit und Verlangen erklärlich machen. Denn es darf kaum bemerkt werden, daß sie sowol wie die napoleonische Partei die allgemeine Spannung theilte und zugleich erkannte, daß, gelang der Fouché'schen Partei die Revolution, alle bisher mit so großer Anstrengung getroffenen Vorbereitungen unnütz und unbrauchbar werden mußten.

Damit aber stürzte auch der Königin kühnes Hoffnungsgebäude für die Zukunft zusammen. Es war in den ersten Tagen des Februar und wir sehen die Königin in ihrem Arbeitskabinet mit Schreiben beschäftigt. Sie fertigte einen Brief an Napoleon, in welchem sie ihm eine ausführliche Schilderung der Zustände in Paris gab, das gefahrvolle

Treiben der Parteien und zugleich den gegenwärtigen Moment zu einem Unternehmen auf Frankreich als durchaus geboten bezeichnete. Sie verschwieg ihm nichts und drang auf ein rasches, kühnes Handeln, wollte er auf einen günstigen Erfolg rechnen.

Sie schloß den Brief mit folgenden bedeutsamen Worten: „Sie werden erkennen, wie sehr mißliebig die Regierung bei Allen ist, und um wie viel mehr Frankreich seinen Kaiser mit offenen Armen erwartet, um sich von dem gehaßten Ludwig endlich befreit zu sehen. Jetzt entscheiden Sie, mein Freund, doch entscheiden Sie rasch, ehe es zum Handeln zu spät ist!“

Mit der Durchsicht des Briefes beschäftigt, bemerkte sie nicht das Eintreten ihres jüngeren Sohnes, Ludwig Napoleon. Derselbe hielt ein Buch in der Hand und blieb, als er sich von seiner Mutter nicht beachtet sah, einige Augenblicke sinnend stehen und begab sich alsdann nach einem Tisch, an welchem er sich niederließ, das Buch öffnete und alsdann darin las.

Es war nämlich die Stunde gekommen, in

welcher die Königin mit dem Prinzen gewisse Lectionen durchzugehen pflegte; da er die Königin also beschäftigt sah, wollte er sie nicht stören und ging leise an den gewöhnten Platz, es ihrem Belieben anheimstellend, sich seiner zu erinnern.

Nach wenigen Minuten erhob der Prinz den Kopf, stützte ihn in die Hand und schaute träumerisch auf die an der einen Seite des Gemachs aufgestellte Marmorbüste Napoleons.

Er bot dabei dem Beschauer einen in der That höchst interessanten Anblick dar, indem sich das Profil seines Gesichts gegen das Licht scharf abzeichnete und die Aehnlichkeit desselben mit seinem Oheim noch auffallender hervor trat.

Er vertiefte sich allmälig so sehr in das Anschauen der Büste, daß er darüber das Lesen gänzlich vergessen zu haben schien.

Während dessen hatte die Königin die Durchsicht des Briefes vollendet und schaute auf; da fiel ihr Auge auf den Prinzen. Er gewahrte es nicht, sondern verharrte in seiner Beschäftigung.

Die Königin betrachtete ihn mit großer Ueber-

raschung; der träumerische und gedankenvolle Ernst in seinem Antlitz forderte ihr ganzes Interesse heraus, das sich jedoch noch mehr steigerte, als sie die Ursache seiner so ungewöhnlichen Aufmerksamkeit entdeckte.

„Sonderbar," sprach sie leise vor sich hin, während sie gleich ihrem Sohne fast unwillkürlich den Kopf in die Hand stützte und sich ihr Auge gedankenvoll an ihn heftete.

Waren es Betrachtungen über das künftige Geschick dieses ihres Lieblingskindes, die sie bewegten. — Wol möglich; denn wie innig war die Gegenwart mit der Zukunft desselben vereinigt. Aber diese Betrachtungen beschäftigten sie nicht allein, sondern zu denselben gesellten sich auch noch diejenigen der so lebhaften Theilnahme, welche der Prinz für seinen Oheim zeigte und die von dem Letzteren früher ausgesprochenen Fragen hinsichts seiner Zukunft. Denn es däuchte ihr ungewöhnlich, daß ein Kind in des Prinzen Alter dergleichen auf Glanz und Macht gerichtete Gedanken hegte, und sie glaubte in der neuen Beobachtung einen neuen Beweis zu finden, wie

eifrig derselbe jenen Wünschen noch immer nachhing.

„Und warum sollte es nicht sein,“ dachte sie. „Deuten doch so oft die Neigungen des Kindes schon auf das künftige Streben und Handeln des Mannes hin und die Träume des Knaben werden die Triebfedern zur kühnen That. Und bestimmen nicht so eigentlich des Menschen Anlagen sein Geschick; liegt nicht in ihnen die Nöthigung, trotz der Ungunst der Verhältnisse dennoch sein Ziel zu verfolgen? —

Die Blüthe ist es, welche die Frucht bestimmt. Sein kindisches Herz verlangt nach einer Kaiserkrone; wer wollte sagen, daß sie ihm unerreichbar bleiben wird. — Zählt er nicht zu der Familie des Helden, der sich durch eigene Kraft die Krone errang. — Mag er denn immerhin seine Kaiserträume forträumen, ich will seine Triebe hegen und pflegen mit Wort und That, nähren, so lange es mir der Himmel gestattet, um, wenn es das Geschick will, mein Auge dereinst an seinem Glanz zu erfreuen. — Welch ein erhebender Gedanke, zu wissen, daß er

das Geschlecht der Napoleoniden auf Frankreichs Kaiserthron erhalten und fortpflanzen wird und seine Familie nicht in der Dunkelheit kleinlicher Lebensverhältnisse sich verlieren soll, um für immer zu verschwinden.

Er ist sein — Liebling und — wer vermag heute die tausendfachen Ereignisse zu bestimmen, welche die Jahre mit sich bringen. Darauf will ich meine Hoffnung bauen."

Also dachte die ehrgeizige Hortense und das Auge der reizenden Frau leuchtete von freudiger Erregung, mit welcher sie den Liebling ihres Herzens, in dem sich alle ihre großen Hoffnungen vereinigten, jetzt anblickte.

Während dieser Betrachtungen hatte der Prinz die Büste unausgesetzt angeschaut; da nahte sich ihm Hortense, legte den Arm um seinen Nacken und fragte, auf die erstere deutend, mild und freundlich:

„Und was gefällt meinem Sohn an dem Abbild seines Oheims?" —

Der Prinz zeigte nur geringe Ueberraschung über diese nicht vorausgesehene Annäherung und

Frage seiner Mutter, blickte zu ihr auf, sann ein wenig nach und entgegnete alsdann ruhig:

„Als mein Auge vorhin auf dasselbe fiel, däuchte mir sein Antlitz wie ein Buch, aus welchem man die Gedanken lesen könnte, und so habe ich mich bemüht, zu erforschen, welcher Art dieselben wol wären, damit ich einst, wenn ich groß bin, so wie er zu regieren und Krieg zu führen verstände."

„So hat mein Sohn das gedacht?" fragte Hortense erfreut und den Prinzen liebkosend.

„Ich denke das oft, besonders wenn ich lese, wie der Kaiser Alles, was er wollte, auch zu erreichen wußte," entgegnete der Prinz.

„Das war sein fester Wille, seine Klugheit, die ihm in seinen Unternehmungen beistanden. Die muß sich auch mein Sohn aneignen, will er einst dem großen Kaiser gleichen."

„Und hat der Oheim denn auch jetzt den Willen, wieder nach Paris zu kommen?"

„Vielleicht. Wir wollen es abwarten."

„Wenn er wieder wie früher in den Tuilerien

regiert und wir alsdann auch wieder dort wohnen, will ich Acht haben auf Alles, was er thut und es mir merken."

„Ja, thue das, mein Sohn, und ich hoffe zu Gott, es wird die Zeit kommen, in welcher Dir das gestattet sein wird. Schreibe Dir Alles, was Du über ihn liest und von ihm thun siehst, tief in das Herz ein; dann wird einst, wenn Du ein Mann bist und handeln sollst, Dir auch Dasjenige nicht mangeln, wodurch er Herrscher und der größte Mann seines Jahrhunderts geworden ist."

„Ich will es und nicht wahr, dann werde ich auch wie er einst Kaiser werden und in den Tuilerien wohnen?" fragte der Prinz, das Auge zu der Königin erhebend.

„Diese Frage kann nur die Zukunft beantworten," entgegnete die Königin gedankenvoll und fügte alsdann hinzu: „Bis dahin muß mein Sohn bemüht sein, sich in allen Dingen, die ihm dazu dienen können, auszubilden, damit er dereinst, falls ihm sein Wunsch gewährt wird, auch seine hohe Stellung würdig ausfüllt und Klugheit genug besitzt, sich darin

zu behaupten. Und so wollen wir denn die Lection beginnen."

Mit diesen Worten endigte sie eine Unterhaltung, die für sie durch die Worte ihres Kindes ein erhöhtes Interesse gewonnen hatte, und war eben im Begriff, mit ihm die Lection durchzugehen, als ein Diener die Meldung brachte, Chevalier Chaboulon sei so eben angelangt und wünsche die Königin zu sprechen.

Hortense erwartete ihn nicht, auch war es nicht die Stunde, in welcher er ihr sonst gewöhnlich Besuche zu machen pflegte; es überraschte sie daher sein Kommen. Aber in der nahe liegenden Voraussetzung, daß ihn dazu besondere Umstände veranlaßt haben müßten, befahl sie, ihn sogleich zu ihr zu führen, indem sie zugleich mit Spannung seinem Eintreten entgegensah.

Ihre Voraussetzung sollte sie nicht täuschen, denn der Chevalier verrieth eine nur mühsam beherrschte Erregung; mehr jedoch noch als diese waren es die Worte, mit welchen er ihr entgegen trat.

„Ich erscheine heute vor Eurer Hoheit mit einer

leider ebenso wichtigen, als beunruhigenden Nachricht," bemerkte er, indem er mit der Königin nach dem Sopha schritt, woselbst sie sich niederließ, während er auf einem daneben stehenden Fauteuil Platz nahm.

„Ihre Mienen haben mir das bereits verkündet. Haben wir etwa den befürchteten Schlag von der feindlichen Partei zu erwarten?"

„Nein, Hoheit, wenigstens betrifft meine Mittheilung nicht diese, sondern eine Bestimmung über das künftige Geschick des Kaisers."

„Des Kaisers?! Und wer wagte es, trotz der Verträge von Fontainebleau über ihn zu verfügen?"

„Wer anders, als der Wiener Congreß."

„Dieselben Fürsten, welche jene Verträge unterzeichneten?"

„Sie selbst!"

„Unerhört!" rief Hortense entrüstet aus.

„Und was soll mit dem Kaiser geschehen?" fragte sie darauf.

„Man gedenkt ihn für alle Zeit unschädlich, wenigstens zu jeder irgend kräftigen That unfähig zu machen."

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wie Eurer Hoheit bekannt ist, habe ich meine Kundschafter sowol in der Fouché’schen Partei, als in der Nationalgarde, und so theilte mir heute ein der letzteren angehöriger, in meinem Solde stehender Bürger mit, wie General Dessolles in seinem heutigen Tagesbefehl die Andeutung gemacht hätte, daß der Wiener Congreß zur Sicherung der Ruhe in Europa die noch weitere Entfernung des einzigen Menschen, welcher voraussichtlich ein Interesse hegte, dieselbe zu stören, beschlossen habe.“

„So sind des Kaisers Absichten verrathen worden!“ rief Hortense voll Bestürzung aus.

„Ob dies geschehen und den Congreß zu einem solchen Beschluß veranlaßt hat, vermag ich gegenwärtig noch nicht zu bestimmen. Freilich muß ich es fürchten. Eins jedoch scheint mir unumstößlich zu sein, daß man endlich zu der Einsicht gelangt ist, wie wenig dem Zweck der Fürsten entsprechend die Verbannung des Kaisers nach Elba gewesen.“

„Wohin gedenkt man ihn zu bringen?“

„Das weiß Niemand.“

„Vielleicht sprach Dessolles nur eine Vermuthung aus; denn wie darf sich der Congreß eine so unerhörte und ungerechtfertigte Maßnahme erlauben?“

„Hoheit müssen bedenken, daß die Fürsten in Wien allein das persönliche Interesse verfolgen und die Furcht vor dem einst so gewaltigen Kaiser noch nicht beseitigt ist.“

„Ich glaube es!“ rief Hortense in einem Ton, der ihre Freude darüber verrieth.

„Um so weniger werden daher die Mächtigen sich an Verträge binden, die, wie sie fürchten, ihre Sicherheit vielleicht früher oder später gefährden könnten. Daß der General sich nicht scheute, jenen Beschluß sogar in einem Tagesbefehl anzudeuten, liefert den schlagendsten Beweis, welche geringe Rücksicht man dem Kaiser zu schenken für gut findet, nöthigt aber auch zugleich die beunruhigende Gewißheit auf, daß jener Beschluß bei dem Congreß bereits festgestellt sein muß.“

„So wäre denn nun Alles verloren!“ rief Hortense schmerzvoll aus.

„Das möchte ich noch nicht fürchten," bemerkte der Chevalier gedankenvoll.

„So haben Sie Hoffnung, den Kaiser von diesem entwürdigenden Schicksal zu retten?" fragte Hortense mit Spannung.

„Ja, Hoheit, jedoch nur in dem Falle, wenn sich derselbe zu einem raschen Schritt entschließen könnte, ehe die Mächte jenen Beschluß zur Ausführung bringen. Jedenfalls war es eine große Unvorsichtigkeit von Seiten des Congresses, seine Absicht bekannt werden zu lassen, denn man mußte sich sagen, daß, erfuhr der Kaiser denselben, er leicht zu einer verzweifelten That getrieben werden würde. Aber in dieser Sorglosigkeit und Unterschätzung der Thatkraft unseres Kaisers liegt meiner Ansicht nach auch die Hoffnung seiner Rettung. Man glaubt den Gefangenen viel zu sicher bewacht und fürchtet darum auch keinen Versuch von seiner Seite, den getroffenen Beschluß zu vernichten. Ebenso scheint man nicht genau mit den Vorgängen hier vertraut zu sein und die Erfolge zu übersehen, welche des Kaisers Getreue in seinem Interesse erzielt haben." —

„Sie fachen meine Hoffnungen auf's Neue an!" sprach Hortense erfreut, die des Chevalier's Auseinandersetzung mit gesteigerter Spannung vernommen hatte.

„Vor allen Dingen müssen wir in dieser Angelegenheit Gewißheit zu erlangen bemüht sein," bemerkte Chaboulon.

„Sie haben Recht, wie aber könnte uns dieß gelingen?" —

„Ich hoffe auf unsere Verbindungen. Ich eile sogleich zu Marschall Davoust, um von ihm zu erfahren, wieviel ihm über den Wiener Beschluß bekannt geworden ist. Wie Hoheit wissen, hat er in Wien sichere Leute, die ihm eine so wichtige Nachricht gewiß ohne Zögern mitgetheilt haben werden; sollte sich dieselbe bestätigen, was Gott verhüten möge, dann, Hoheit, ist der Zeitpunkt für ein rasches Handeln von unserer Seite gekommen."

„Ich theile Ihre Ansicht, lieber Chevalier, und bitte Sie, nach Ihrem Ermessen zu handeln. Sie besitzen mein ganzes Vertrauen, es bedarf daher meiner Worte nicht, Ihnen meine Gefühle zu erken-

nen zu geben und den Werth zu bezeichnen, den Ihr Beistand für mich in diesem Augenblick besitzt. Für uns steht in diesem Augenblick Alles auf dem Spiele; denn wird jener schreckliche Beschluß ausgeführt, so bleiben nicht nur die Wünsche unserer Freunde für alle Zeit unerfüllt, sondern für mich und meine Kinder erlischt auch jede Hoffnung, einst ihre so gerechten Ansprüche geltend machen zu können. Doch ich darf Angesichts der dem Kaiser drohenden Gefahr nicht an unser persönliches Interesse denken, da es gilt, ihn von einem schrecklichen Schicksale zu retten Darauf sei augenblicklich all unser Denken und Thun gerichtet, und ich freue mich von Herzen, Freunde zur Seite zu haben, von denen ich überzeugt bin, daß sie zu den äußersten Anstrengungen bereit sind, ihrem unglücklichen Kaiser in der Stunde der Gefahr den Weg zur Rettung zu bahnen. O, mein theurer Chaboulon, wie tief und innig fühle ich es in diesem Augenblick, wie arm die Großen ohne die Stütze ihrer Getreuen sind.

„Hoffen Hoheit das Beste. Ein rasches Handeln vermag vielleicht noch jenen schrecklichen Beschluß nichtig

zu machen. Komme wie es will; ich werde treu an Ihrer Seite ausharren. Doch jetzt erlauben Sie mir, mich zu entfernen, um bestimmte Nachrichten einzuholen."

Mit diesen Worten erhob sich Chaboulon, ergriff Hortensens Hand und drückte dieselbe sich verabschiedend an seine Lippen, als man das Geräusch eines vor dem Hotel haltenden Wagens vernahm und einige Augenblicke darauf der Diener die Ankunft des Marschall Davoust meldete.

„Welch' eine günstige Fügung!" rief die Königin erfreut aus.

„Ich wünsche, Eurer Hoheit wären diese Worte erspart worden; denn nun fürchte ich die Bestätigung jener Nachricht; darauf deutet der ungewöhnliche Besuch des Marschalls hin," entgegnete Chaboulon resignirt.

Die Königin ging dem Marschall entgegen, indem sie bei dessen Eintreten ihre Augen forschend auf ihn richtete, um aus seinen Zügen zu entnehmen, wie weit sich Chaboulon's Voraussetzung etwa bestätigen könnte. Sie erschrak; denn der sich in seinem Antlitz geltend machende Ausdruck großer Besorgniß ließ ihr keinen

Zweifel, daß er nur in der Absicht gekommen war, Chaboulons Mittheilung zu bekräftigen.

„Ich sehe, Hoheit haben bereits die Schreckensnachricht erfahren!“ rief Davoust, die nicht verhehlte Aufregung der Königin bemerkend und aus der Anwesenheit des Chevaliers folgernd, daß dieser es gewesen, der die Botschaft der Königin überbracht hatte.

„Wenn diese den Kaiser betrifft, so täuschen Sie sich nicht. Aber aus Ihrer Bemerkung entnehme ich auch, daß sich dieselbe bestätigt,“ entgegnete Hortense. „Ist dem so, Marschall?“ fügte sie hinzu, ihn gespannt anblickend.

„Es ist so, Hoheit. Vor einer Stunde ungefähr langte ein in unserm Interesse nach Wien gesandter Bote an, der in Folge seiner Verbindungen dort erfuhr, welch' ein übles Geschick dem Kaiser droht.“

„Hat der Bote auch erfahren, welchen Ort man zum künftigen Aufenthalt des Kaisers bestimmt hat? Will man ihn vielleicht nach Amerika verweisen und so seinen Wunsch erfüllen?“

„Nein, Hoheit. Man will ihm so viel Freiheit nicht gönnen, denn man fürchtet, es könnte ihm auch

von dort aus gelingen, mit Hilfe der Amerikaner nach Europa zu kommen. Darum hat man ihm ein Gefängniß zugedacht, welches nur zu geeignet ist, ihn für immer machtlos zu machen."

„Ein Gefängniß!" rief Hortense schmerzlich, „der Kaiser gefangen gleich einem Verbrecher!"

„Der von dem Congreß bestimmte Ort verdient keinen andern Namen, nur besteht der Unterschied darin, daß die Mauern des Gefängnisses nicht von der Hand der Menschen, sondern von der Natur aufgerichtet worden sind. Denn dieses Gefängniß ist die Felseninsel Helena" —

„Helena!" riefen gleichzeitig Hortense und Chaboulon, von dieser Nachricht tief erschüttert.

„Ich besinne mich nicht, diese Insel jemals nennen gehört zu haben. Sie muß entweder sehr fern von hier gelegen, oder zu unbedeutend, und darum nicht allgemein bekannt sein," bemerkte Hortense.

„So ist es, Hoheit, und die Wahl dieser Insel liefert den Beweis, wie sehr die Fürsten selbst noch den machtlosen Kaiser fürchten. Aber die Furcht und die Rache konnten in der That nicht besser in ihrem

Interesse wählen; denn auf der weiten Erde giebt es wahrscheinlich keine festern Mauern, um einen Gefangenen sicher zu bewachen. Einsam im großen Ocean, von den Schiffen wegen der sie umringenden Klippen gemieden, liegt die Insel fern von Europa da und es bedarf keiner großen Aufmerksamkeit, um eine etwa beabsichtigte Flucht unmöglich zu machen. Aber Helena ist auch doppelt schrecklich, weil diese Insel nicht einmal so viel Annehmlichkeiten wie Elba bietet und ihre Felsen tausendfach schwer auf das Herz unseres großen Kaisers lasten müssen," sprach der Marschall im Ton heftigster Entrüstung.

„O welch schreckliches Loos!" rief Hortense, indem sie sich, tief erschüttert und weinend von ihm abwandte, während die Männer schweigend und finster vor sich hinblickten.

„Aber nicht wahr, Marschall, dahin wird es nicht kommen, das werden des Kaisers Freunde nicht dulden?" bemerkte die Königin, sich rasch fassend.

„Was in unsern Kräften steht, soll geschehen; ob es uns jedoch gelingen wird, das drohende Unheil von dem Kaiser abzuwenden, steht bei Gott. Vor

allen Dingen scheint es mir nothwendig, ihn mit der Gefahr so schnell als möglich bekannt zu machen, damit er sich zu einer raschen That entschließt."

„Das ist auch meine Meinung," fiel Chaboulon ein. „Wenn wir auch mit seinen Plänen nicht vertraut sind, so bin ich doch überzeugt, daß der Kaiser bisher nicht müßig gewesen ist und ihm die Maßnahmen des Congresses nicht unbekannt geblieben sind. Vielleicht hat er bereits seine Entschlüsse gefaßt und es bedarf nur noch dieser Nachricht, um ihn zum Handeln zu veranlassen. Lassen wir uns daher nicht durch sein beharrliches Schweigen täuschen und vertrauen wir seinem kräftigen Geiste, der sich, je größer die Gefahr, stets um so muthiger und erfindungsreicher bewährt hat. Darum ist es mein Rath, wir senden ihm ohne jeden Verzug einen vertrauten Boten, der ihm die Nachricht bringt und ihn zugleich durch die von unserer Seite in seinem Interesse errungenen Vortheile zu einem selbst gewagten Schritt ermuthigt. Paris wird seinen Kaiser mit offenen Armen empfangen, und mehr bedarf es nicht, um ihn zu einer kühnen That anzuspornen, durch welche er sich vor dem

Felsengefängniß auf St. Helena rettet," sprach der Marschall voll Wärme und Energie.

„Gewiß, gewiß, mein theurer Freund!" fiel Hortense ein. „Doch wen senden wir?" fügte sie fragend hinzu.

„Diese Frage, Hoheit, ist leicht beantwortet. Wir bedürfen eines ebenso entschlossenen als muthigen und überdies dem Kaiser bekannten Mannes, dem wir in dieser gefahrvollen Lage mit vollem Vertrauen das Werk der Rettung in die Hand geben können, und dieser Mann meine ich, ist hier unser Freund, Chevalier Chaboulon" — entgegnete der Marschall, dem Bezeichneten die Hand reichend und ihn voll Wohlwollen anschauend.

„Sie sprechen mir aus der Seele," fiel Hortense mit einem freundlichen Blick auf den Chevalier ein und fügte hinzu:

„Ich hoffe, der Chevalier wird sich diesem so wichtigen Dienste gerne unterziehen."

„Mit ganzer Seele, Hoheit, und ich bin stolz, einer so hohen Ehre gewürdigt worden zu sein," fiel Chaboulon betheuernd ein.

„Sie sind ein wackerer Mann, Chevalier, und ich bin überzeugt, es wird dem Kaiser Freude bereiten, Sie in der Stunde der Gefahr an seiner Seite zu sehen,“ sprach der Marschall, Chaboulon die Hand drückend, indem er darauf hinzu fügte:

„Aber es däucht mir auch unter den obwaltenden drängenden Umständen nothwendig, die bestimmtesten und zuverlässigsten Mittel zu kennen, durch welche die Rettung des Kaisers ermöglicht werden kann, damit er mit vollster Zuversicht seine Entschlüsse zu treffen vermag. Daher ist es mein Rath, Chevalier, Sie nehmen den Weg über Lyon, um sich von der dortigen Stimmung des Volks zu überzeugen und sich zugleich mit dem Obersten Labedoyère, dem treuesten und wirksamsten Genossen unserer Partei zu besprechen. Er hat uns die Versicherung gegeben, sobald des Kaisers Zustimmung erfolgt ist, einen Aufstand in jenem Theile Frankreichs zu erregen und Anhänger zu sammeln, und dem Kaiser, sobald er Frankreichs Boden erreicht hat und sich jener Gegend nähert, sie und sein Regiment zuzuführen. Das muß auf das Genaueste von ihm festgestellt werden,

damit der Kaiser von Ihnen selbst erfährt, auf welchen wirksamen Beistand er mit Sicherheit rechnen darf. Dann ist aber noch ein weiterer und der wichtigste Punkt zu erledigen, Nämlich die Art und Weise, wie der Kaiser von Elba entkommen soll. Sie wissen, daß es uns mit des Obersten Hilfe gelungen ist, einige Schiffsoffiziere für unsere Sache zu gewinnen, welche bereit sind, in dem geeigneten Augenblick mit dem unter ihrem Befehl stehenden Geschwader nach Elba zu segeln, den Kaiser zu befreien und ihn nach Frankreich zu führen. Diese so wichtige Angelegenheit verlangt die persönliche Erledigung von Ihrer Seite, um jedem Fehlschlage vorzubeugen und Sie zugleich zu befähigen, dem Kaiser Mittel zu seiner Befreiung bezeichnen zu können, die seinen Beifall haben werden. Daher scheint es mir erforderlich, nach erledigter Rücksprache mit dem Obersten sich zu jenen Offizieren zu begeben, um sich zu überzeugen, daß man auf sie mit Gewißheit rechnen kann und das Weitere zu bestimmen. Nicht wahr, Chevalier, Sie erkennen mit mir die Nothwendigkeit dieser Maßnahme?"

„Unbedingt!“ fiel der Bezeichnete ein, der gleich Hortense des Marschalls Worten mit der höchsten Aufmerksamkeit gefolgt war.

„So hätte ich nichts weiter hinzu zu fügen und überlasse alles Uebrige Ihrer bekannten und bewährten Nachsicht, mein bester Chaboulon. Vielleicht halten Sie es für zweckmäßig, sich vor Ihrer Abreise noch mit dem Herzog Bassano zu besprechen und von demselben vielleicht Aufträge an den Kaiser zu empfangen. Sie kennen den Werth, den der Kaiser auf den Rath seines ehemaligen Ministers legt und es dürfte derselbe gegenwärtig auf dessen Entschlüsse wichtigen Einfluß haben. Und hier, unsere verehrte Königin, wird Ihnen wahrscheinlich gleichfalls einige ermuthigende Worte an den Kaiser mitgeben, von denen ich mir die beste Wirkung verspreche.“

„Gewiß, lieber Marschall. Sehen Sie, dort liegt bereits der Brief, den ich vor einer Stunde gefertigt habe,“ fiel Hortense ein, auf das Schreiben deutend.

„Um so besser, so steht der schnellen Abreise unseres Freundes nichts mehr im Wege,“ sprach der

Marschall, indem er sich zum Fortgehen anschickte. In diesem Augenblick trat ein Diener mit der Meldung ein, daß einige Herren angelangt wären, welche die Königin dringend zu sprechen wünschten.

„Gewiß Freunde von uns, denen der unheilvolle Tagesbefehl bekannt geworden ist," bemerkte Hortense, und fügte alsdann, sich an die beiden Männer wendend, hinzu: „Ich bitte Sie, meine Freunde, mich in meinem Bemühen, die Leute zu beruhigen, zu unterstützen."

Es verstand sich von selbst, daß die Bezeichneten sich dazu sofort bereit erklärten, worauf sich die Königin in ihrer Begleitung zu den Harrenden begab.

Hortense hatte sich in ihrer Voraussetzung nicht getäuscht; denn sie fand bei dem Betreten des Gemachs, in welchem man sie erwartete, mehre ihrer politischen Freunde, deren besorgnißvolle Mienen die Erstere zu bestätigen schienen.

So war es in der That.

Der verhängnißvolle Tagesbefehl des General Dessolles war nämlich schnell bekannt geworden und

hatte sie in die höchste Besorgniß versetzt, und sie eilten zu der Königin, um aus ihrem Munde zu erfahren, was sie nun für die Zukunft zu fürchten oder zu hoffen hätten. Wir wissen, daß ihr ferneres Wohl und Weh von dem Geschick der Kaisers abhing und werden daher die tiefe Niedergeschlagenheit erklärlich finden, welche sich ihrer in Erwartung der kommenden Dinge bemeistert hatte. Ihre Aufregung war so groß, daß die Königin beim Eintreten von mehren Seiten zugleich mit den hastigen Fragen, ob sich das unheilvolle Gerücht von des Kaisers Entfernung nach Helena wirklich bestätigte und was nun geschehen würde, bestürmt sah.

Ohne sich durch die Verletzung der üblichen Höflichkeitsformen im Geringsten berührt zu zeigen, blieb die Königin vielmehr ruhig und freundlich, indem sie ihnen mit wenigen Worten die Lage der Dinge auseinander setzte und alsdann den Marschall aufforderte, ihnen die getroffenen Maßnahmen zur Rettung des Kaisers zu bezeichnen.

Ihr gefaßtes Benehmen verfehlte seine gute Wirkung auf die ängstlichen Gemüther nicht, und

diese wurde durch des Marschalls darauf folgende Erörterung der obschwebenden Verhältnisse wesentlich unterstützt. Chaboulon wurde ihnen in seiner Eigenschaft und mit dem Bemerken vorgestellt, daß dem Wort ohne Verzug auch die That folgen würde und man hinreichend Grund zu der Hoffnung habe, daß seine Bemühungen nicht wirkungslos sein und der beste Erfolg von seiner Sendung und den getroffenen Maßregeln zu erwarten sei.

Aber der Marschall erinnerte auch, daß nun der Augenblick für des Kaisers Freunde gekommen sei, ihre Thätigkeit zu verdoppeln und ihre Treue und Liebe für denselben dadurch zu bewähren, daß sie Alles daran setzten, die Gemüther für den künftigen Empfang des Kaisers in Paris vorzubereiten und den Letztern so glänzend als möglich zu machen.

„Lassen Sie," so schloß er seine Worte, „hier unsern Freund Chaboulon mit dem lebhaften Eindruck der vollsten Hingebung für den Kaiser aus unserer Mitte scheiden, damit er, erfüllt mit demselben, um so eindringlicher und darum um so wirkungsvoller mit ihm sprechen kann und dadurch der, wie ich vor=

aussetzen zu müssen glaube, in dem Kaiser bereits vorhandene Entschluß zu einer entscheidenden That zur Ausführung gelangt. Möge ihm seine Sendung gelingen! Möge uns bald das Glück zu Theil werden, unsern geliebten Kaiser wieder in Paris auf seinem Thron zu begrüßen."

Lauter Beifall folgte seinen Worten, die Besorgniß hatte in den ängstlichen Herzen rasch der Hoffnung und Freude den Platz eingeräumt. Man zweifelte nicht, daß es Chaboulon mit Hilfe der bezeichneten Mittel gelingen müßte, den Kaiser zu retten, und umarmte sich in dieser beglückenden Aussicht.

In der besten Stimmung schieden die Herren von der Königin. Nach kurzer Rücksprache mit der Letztern und dem herzlichsten Abschied von Chaboulon folgte ihnen der Marschall, um sich nach dem Hôtel des General Berton zu begeben, woselbst sich auf seine Aufforderung die Anhänger der Napoleonischen Partei versammeln sollten, um über die zu treffenden Maßnahmen zu berathen. Er eilte nun dahin, um ihnen das Geschehene zu verkünden, überzeugt, daß sie sich Angesichts der drohenden Verhältnisse

mit seinen Bestimmungen einverstanden erklären würden.

Hortense kehrte in Begleitung Chaboulon's nach ihrem Wohngemach zurück, um ihm das Schreiben an Napoleon einzuhändigen und noch verschiedene mündliche Aufträge an denselben zu ertheilen.

Darauf bemerkte sie mit bewegter Stimme:

„Ihrer Hand, mein Freund, ist nun das Geschick des Kaisers anvertraut, und ich bin überzeugt, Sie werden Ihr Leben daran setzen, um ihn vor der drohenden Gefahr zu retten. Mögen Ihre Bemühungen von dem schönsten Erfolge gekrönt werden und Sie ungefährdet zu uns zurück kehren! Aber ich würde Ihnen vielleicht zu selbstsüchtig und undankbar erscheinen, wollte ich nicht diesem Wunsch auch die Versicherung hinzufügen, daß, wie auch jene Erfolge sein werden, ich Ihnen immerdar das dankbare Herz einer Freundin bewahren werde."

„Dank, Hoheit, heißen Dank! dieses schöne Bewußtsein wird mich nie verlassen und in der Stunde der Gefahr ermuthigen. Aber mit dem beglückenden Bewußtsein Ihrer Güte nehme ich auch die Ueber-

zeugung mit mir, daß meine Bemühungen nicht fruchtlos sein werden. Vielleicht sehen Sie den geliebten Kaiser schon bald siegreich in Paris einziehen, um alsdann die Ihnen gebührende Stelle an seiner Seite wieder einzunehmen!" entgegnete der Chevalier in tiefer Bewegung, während er der Königin Hand an die Lippen führte.

„Möge dies Wort zur Wahrheit werden! So leben Sie denn wohl. Geleiten Sie die Heiligen!" sprach Hortense nicht minder tief bewegt, als der Chevalier, indem ihre Züge die herzliche Theilnahme verriethen, welche sie dem Scheidenden schenkte.

In dem nächsten Augenblick schloß sich die Thür hinter Chaboulon, während die Königin sich, von den stattgehabten vielfachen Erregungen erschöpft, auf einem Fauteuil niederließ und mit Hilfe der Phantasie den Weg verfolgte, welchen der Chevalier zu nehmen hatte, um sein Ziel zu erreichen. Zugleich erwog sie die mannigfachen, sich mit der Ausführung des so gewagten Unternehmens verbindenden Gefahren, und der Gedanke an die Größe derselben entmuthigte sie

fast, indem ihr die Rettung um so schwieriger, ja fast unmöglich erschien.

Aber wo es uns nicht gestattet ist, thätig in eine unsere ganze Seele beanspruchende Handlung einzugreifen, bleibt uns ja nur das Verzichten und geduldige Ausharren übrig, die wir durch unsere heißen Wünsche und Hoffnungen des Gelingens zu nähren bedacht sind.

In dieser Lage befand sich auch die Königin und sie ergab sich in das Unabänderliche, ohne daß dadurch ihre lebhafte Thätigkeit in Paris beeinträchtigt wurde. Denn auch nach Chaboulon's Abreise versammelte sie wie früher ihre politischen Freunde um sich, um mit ihnen die etwa aus Wien oder Elba eingehenden Nachrichten zu besprechen und die bald nothwendig werdenden Maßregeln zu treffen.

Chaboulon eilte, nachdem er das Hôtel der Königin verlassen hatte, sogleich zu dem Herzog Bassano, um demselben die getroffenen Maßregeln mitzutheilen und etwaige Aufträge für Napoleon zu empfangen.

Er war so glücklich, denselben im Hause zu finden.

Der Herzog hatte bereits den Beschluß des

Wiener Congresses erfahren und war daher sehr erfreut, in dem Chevalier den rettenden Boten zu sehen, da er gleich dem Marschall ein rasches Handeln für nothwendig erachtete.

Er warf einige Zeilen auf ein Papier, welche der Chevalier dem Kaiser überbringen sollte und den Wunsch und die Nothwendigkeit bezeichneten, der Gefahr durch einen schnellen Entschluß vorzubeugen. Von seinen Wünschen für das Gelingen des Vorhabens begleitet, schied der Chevalier alsdann, und zwei Stunden später rollte dessen Reisewagen bereits auf dem Wege nach Lyon dahin.

---

## Viertes Capitel.

### Die Würfel sind gefallen.

Der Zeitpunkt, in welchem der Beschluß des Wiener Congresses gegen Napoleon zur Ausführung gelangen sollte, war nicht bestimmt worden; vielleicht erachtete man es für nothwendig, dazu die gute Jahreszeit abzuwarten.

Ueberdies lagen keine Gründe zur beschleunigten Erledigung dieser Angelegenheit vor; denn zufolge der von Elba aus nach Wien einlaufenden Berichte über Napoleon war dieser ein bereits abgethaner Mann, der von jedem Unternehmen weit entfernt, sich vielmehr in seiner Ohnmacht geduldig den über ihn verhängten Maßnahmen fügte.

Auch waren allerlei Mißstimmungen und Uneinigkeiten zwischen den in Wien tagenden Fürsten

entstanden, welche einen nicht unwesentlichen Einfluß auch auf diese Angelegenheit ausübten.

Genug, der dadurch erreichte Vortheil war auf Seiten Napoleons, indem er in Folge dessen einmal zur Vorbereitung seines Planes hinreichend Zeit gewann und zugleich während dessen die zu fürchtenden Winterstürme ihr Ende erreichten und somit die Möglichkeit in Aussicht gestellt wurde, das beabsichtigte Ziel ohne sonderliche Gefahren erreichen zu können.

Mit frohem Gefühl begrüßte Napoleon die sich jetzt häufiger einstellenden heiteren und ruhigen Tage, die das Nahen des Lenzes verkündeten. Statt der heftigen Stürme wehten jetzt regelmäßigere Winde, statt der Regengüsse bedeckten Nebel das Meer und die Insel und gestatteten den Schiffen zugleich, unbemerkt aus dem Hafen zu entkommen. Diese Umstände gingen nicht wirkungslos an Napoleon vorüber und übten einen wohlthätigen Einfluß auf sein Befinden aus.

Mit jedem neuen Tage besserte sich dasselbe.

Seine Gesichtsfarbe erschien gesunder und frischer, sein Auge klarer, sein Wesen gefestigter, seine Züge gewannen einen thatenkräftigeren Ausdruck und

seine Stimme den frühern Klang wieder. Von der Ueberzeugung des unvermeidlichen Handelns, das sein künftiges Schicksal in sich schloß, erfüllt, war Napoleon rasch zu einer bewunderungswürdigen Energie gelangt, von welcher seine Umgebung kaum und die Welt noch weniger eine Ahnung hatte.

Mit Freundlichkeit begegnete er seinen Vertrauten, die, obgleich sie jetzt viel mit ihm verkehrten, seinem Verlangen zufolge sich dennoch nicht die geringste Andeutung oder Frage in Bezug auf seine Absichten gestatteten.

In der vollsten Hingabe an ihn, in dem rücksichtslosen Vertrauen zu den von ihm getroffenen Maßnahmen harrten sie geduldig des Zeitpunktes, welcher ihm zu einer Mittheilung passend erschien. Und dieser sollte früher eintreten, als sie es erwartet hatten.

Es war acht Tage vor dem so denkwürdigen 26. Februar.

Davoust und Bertrand befanden sich bei dem Kaiser, der sich in lebhafter Weise mit ihnen unterhalten und sie durch seine gute Stimmung, die sich

heute ganz besonders geltend machte, in das angenehmste Erstaunen versetzt hatte.

Es war darüber spät geworden und die Gäste brachen endlich auf, um sich nach Hause zu begeben.

Napoleon zögerte, ihnen gute Nacht zu sagen, blieb einige Augenblicke gedankenvoll, wandte sich alsdann nach einem raschen Entschluß zu ihnen und bemerkte mit einem Lächeln:

„Was meint Ihr, Freunde, zu einem gemeinschaftlichen Ausflug nach Longone auf morgen?“ —

Die Angeredeten schaute ihn und sich überrascht an:

„Ich habe Eure Ueberraschung voraus gesehen, da ich bisher gleich dem Einsiedler in Monte Serrato gelebt habe, und denke, auch meine gute Residenz wird dadurch ein wenig überrascht sein. Aber ich vertraue Euch, daß ich meine Hypochonder-Rolle nun lange genug gespielt habe und meine, eine solche Bewegung in der Freiheit wird uns Allen gut thun. Meint Ihr nicht auch?“

„Ohne Zweifel, Sire, und indem ich Ihnen meine Freude über Ihre Absicht ausdrücke, bedarf es kaum

der Versicherung, daß wir uns morgen pünktlich einstellen werden," entgegnete Bertrand.

„Etwa um acht Uhr morgens will ich Euch erwarten; ich möchte die Morgenfrische genießen, die ich so lange entbehrt habe. Ich hoffe, wir werden viel Vergnügen haben."

Mit diesen in heiterem Ton gesprochenen Worten entließ Napoleon seine Freunde.

„Der Wunsch des Kaisers scheint mir von Bedeutung zu sein," bemerkte Bertrand, als sie sich auf dem Heimgange befanden.

„Sie vermuthen, er verbände damit eine besondere Absicht?" fragte Drouot.

„Ohne Zweifel; denn des Kaisers Ton und Wesen war bei der Einladung so besonderer Art, daß ich ganz unwillkürlich auf diese Vermuthung geführt wurde. Dieses plötzliche Heraustreten aus seiner Zurückgezogenheit ist mir überdies ein Zeichen eines wahrscheinlich baldigen und wichtigen Schrittes, den er zu thun gedenkt," entgegnete Bertrand.

„Möge sich Ihre Voraussetzung erfüllen, mein Freund," sprach Drouot; „denn ich gestehe Ihnen

offen, daß ich die Ungewißheit, in welcher wir leben, kaum mehr zu ertragen vermag, der üblen Stimmung der Offiziere nnd Truppen nicht zu gedenken, die mich in hohem Grade besorgt macht. Sie scheinen das Vertrauen zu dem Kaiser fast gänzlich verloren zu zu haben, und es würde mich nicht überraschen, wenn Einer und der Andere im Hinblick auf die über Napoleon ausgesprochene Verbannung ihn verlassen sollte. Und dürften wir das den Leuten in Wahrheit verdenken? Ich glaube nicht. Unbekannt mit des Kaisers Plänen, glauben sie nichts Gutes mehr hoffen zu dürfen. Der Aufenthalt hier ist ihnen bereits im Uebermaß zuwider. Sie wissen das so gut, wie ich, mein Freund. Darum sage ich nochmals, es ist die höchste Zeit, daß es zur That kommt, sowol für den Kaiser als uns selbst."

„Und hat er Ihnen noch keine Andeutung darüber gemacht?" fragte Bertrand.

„Durchaus nicht, ich bin in dieser Beziehung noch immer ebenso unwissend, wie Sie," entgegnete Drouot.

„Er beobachtet in der That eine eiserne Conse-

quenz; aber ich denke, sie wird bald ihr Ende erreichen dürfen. Darum, mein Freund, lassen Sie uns unsere Mühe verdoppeln, eine gute Stimmung und die Zuversicht zu dem Kaiser bei den Truppen zu erhalten und zu befestigen. Lange kann dieser Zustand nicht mehr währen; Alles deutet darauf hin, vor allem des Kaisers Frische und Energie, die er uns heute zeigte. Sie wissen, diese sind stets untrügliche Zeichen, daß er mit seinen Entwürfen abgeschlossen hat," entgegnete Bertrand in dem Bemühen, seinen Begleiter zu beruhigen.

Nach kurzer Zeit trennten sie sich.

Als sie am folgenden Morgen bei Napoleon erschienen, empfing er sie in der besten Stimmung und ohne Säumen wurde der Weg nach Longone angetreten.

Daselbst angelangt, besichtigte Napoleon sogleich die dort eingeführten und aufbewahrten Waffen und Munition und schien mit Allem wohl zufrieden zu sein. Alsdann begab er sich mit ihnen nach seinem Hause, woselbst sie in der besten Laune ein Dejeuner einnahmen.

Nachdem dasselbe beendet war, forderte Napoleon sie auf, mit ihm in ein abgelegenes Zimmer zu treten, in welchem sie vor jedem Lauscher gesichert waren.

Seine Heiterkeit war plötzlich einem strengen Ernst gewichen, mit welchem er sie anschaute und dadurch nicht wenig überraschte.

Erwartungsvoll schauten sie auf ihn, überzeugt, daß sie Wichtiges vernehmen würden.

„Meine Freunde," begann Napoleon mit gedämpfter Stimme, „ich gab Euch mein Wort, Euch seiner Zeit mit meinen Plänen bekannt zu machen; diese Zeit ist gekommen und ich erfülle mein Versprechen." —

Ein Ausruf freudiger Ueberraschung entriß sich ihren Lippen.

„Ihr wißt," fuhr Napoleon fort, „was geschehen ist, ebenso ist Euch bekannt, in wie weit wir zu einem Unternehmen gerüstet sind; ich füge nun noch die Mittheilung hinzu, daß es mir außerdem durch Bordone's Vermittlung und die Güte der Fürstin gelungen ist, in den Besitz der dazu erforderlichen Geldmittel zu gelangen. Wir haben jedoch auch noch viel

wichtigere Vortheile durch unsere Geduld und Klugheit erreicht, Vortheile, ohne welche mein Unternehmen unmöglich wäre und die darin bestehen, daß man mich für verloren hält und die Aufsicht der Insel in der letzten Zeit in hohem Grade vernachlässigt. Ihr wißt das. Ihr seht, meine List hat gute Früchte getragen. Ich kannte meine Leute. Ueberdies gestattet die eingetretene bessere Witterung auch endlich die Ausführung meines Planes, die entgegen gesetzten Falls leicht in Frage hätte gestellt werden können.

So bin ich bedacht gewesen, mit Beharrlichkeit alle zu meinem Unternehmen nothwendigen Vortheile zu erreichen, ehe ich mich zum Handeln entschloß, und glaubt mir, meine Freunde, es hat meiner Ungeduld nicht geringe Mühe gekostet, sich der ruhigen Ueberlegung unterzuordnen. Vielleicht würde ich noch länger mit der That gezögert haben, um in Bezug auf das Meer gesicherter zu sein; der Beschluß des Congresses jedoch zwingt mich zur raschen Entscheidung meiner Lage."

„O, Sire, Sie thun wohl daran!" fiel Drouot in großer Erregung ein.

„Glaubst Du, mein Freund?" fragte Napoleon und fügte alsdann hinzu: „Aber Du hast sehr Recht; denn sagt, Freunde, was bleibt mir unter den obwaltenden Umständen noch zu thun übrig, als dieser Schritt auf Leben und Tod? Denn ich weiß, mein Unternehmen ist nichts anderes. Ich muß über meine Feinde siegen; gelingt mir dies nicht, so bin ich ein verlorner Mann —"

„O, Sire, wir werden siegen! Sie führen uns an und mit Napoleon's Adler geht stets der Sieg!" rief Drouot, während Bertrand den Kaiser mit der höchsten Spannung beobachtete und sich in seinen Zügen in Folge des Vernommenen ein gedankenvoller Ernst geltend machte.

„Möge sich dies große Wort bewähren, Freunde! Ich hoffe es. Doch nun vernehmt auch, was ich zu thun gesonnen bin. Vor allem sage ich Euch, mein Frankreich ist das Ziel meines Unternehmens. Gelingt es mir, Paris zu erreichen, so habe ich auch meine Feinde besiegt und mir meinen Thron erobert. Ich kann mit Zuversicht auf die Liebe und Treue der Franzosen rechnen, und Ihr werdet mir beistim-

men, da euch die dortigen Verhältnisse und die herrschende Abneigung gegen die Regierung bekannt sind. Darum noch einmal: Frankreich und Paris sind mein Ziel!" sprach Napoleon in großer Erregung.

„So sei es!" riefen seine Freunde, nicht minder wie der Kaiser bewegt.

„Dieses Ziel war längst in meinem Geist festgestellt," fuhr Napoleon fort, „und hierauf haben die Beschlüsse des Congresses keinen Einfluß ausgeübt. Denn niemals habe ich die tröstende Ueberzeugung aufgegeben, daß mich Frankreich je vergessen könnte und meine Wiederkehr nicht wünschen sollte. Ich habe mich in dieser Beziehung nicht getäuscht.

Aber ich war auch bedacht, meinen Feinden den Glauben aufzunöthigen, ich hätte es auf Italien, als mir bequemer liegend, abgesehen, und dieser Vortheil kommt mir nun sehr gelegen.

Auch hat mir Murat, nachdem seine Entthronung von dem Congreß ausgesprochen worden ist und ich ihm meine Absicht, nach Frankreich zurückzukehren, mitgetheilt habe, 80,000 Mann zur Verfügung gestellt. Dies ist mein Rückhalt bei meinem Unternehmen.

So hört denn, in welcher Art ich dasselbe am besten auszuführen glaube:

Mein Plan ist auf Schnelligkeit und Ueberraschung gebaut; nur dadurch kann mir derselbe gelingen, und so gedenke ich mich zu guter Stunde von hier mit den Truppen einzuschiffen, nach dem Golf von Juan zu segeln, dort zu landen und alsdann den Weg nach Lyon zu nehmen. Dort erwarten mich ergebene Truppen. Oberst Labedoyère ist mit meinem Plan bekannt und wird mir sein Regiment zuführen. Ebenso hoffe ich dort noch andere Freunde finden. Ich baue auf ihre Ergebenheit und auf die mir bewahrte Liebe der Franzosen, die sich bei meinem Erscheinen in der von mir gewünschten Weise geltend machen wird. Alles Uebrige müssen wir meinem guten Glück anheim geben."

Also endete Napoleon die Mittheilung seines ebenso kühnen als abenteuerlichen Planes und forschte in dem Antlitz seiner Getreuen, um die Wirkung derselben auf sie zu errathen.

„Bei Gott, Sire, Ihr Plan ist kühn!" rief Bertrand, durch das Vernommene in das höchste Er-

staunen versetzt und zugleich mit nicht minderer Bewunderung für seinen Kaiser erfüllt.

„Ja, der Plan ist kühn, aber um so mehr unseres großen Kaisers würdig! Es ist ein Unternehmen, wie es die Welt noch nicht erlebt hat, und mein Herz jubelt vor Freude darüber!" rief Drouot.

„Glauben Sie nicht, Sire, daß, wenn ich auch nicht in Drouots Jubel einstimme, ich Sie darum weniger wegen Ihres Entschlusses bewundere. Ihr Plan ist so außerordentlich, daß er wol auch die Sorge gestattet und diese natürlich erscheinen lassen muß," bemerkte der ruhigere und mehr bedenkliche Bertrand.

„Sie haben nicht Unrecht, Bertrand; aber mein Plan duldet kein Bedenken. Ich habe keinen andern Ausweg, will ich mich retten, und darum muß mir der Gedanke an einen Fehlschlag des Unternehmens fern bleiben. Sie werden diese Nothwendigkeit einsehen", fiel Napoleon mit Festigkeit ein.

„Ich erkenne das, mein Kaiser, und es bedarf wol meiner Versicherung nicht, daß meine Ergeben-

heit Ihnen überall folgt, wohin Ihr Weg Sie auch führt," entgegnete Bertrand, sich gegen den Kaiser ein wenig verneigend.

„Ich weiß es, mein Freund, und freue mich von Herzen, daß Sie meinem Plan mit Ueberzeugung beistimmen. Es wäre mir allerdings sehr lieb, gäbe es für mich einen andern Ausweg; aber, Ihr wißt es, ich habe keinen andern und muß daher Alles auf meinen Kopf, mein Glück und die Treue der Franzosen wagen. Und ich denke, meine Rechnung wird nicht falsch sein und meine Erwartungen werden erfüllt werden. O, wie sie in Wien aufschrecken werden!" fuhr er in schadenfrohem Ton fort. „Aber das ist meine Genugthuung, die ich mir bereite. Ich sagte Euch, daß ich mit der scharfen Waffe, mit dem Feuer der Kanonen auf ihre schändlichen und schimpflichen Maßnahmen gegen mich antworten will, und so soll es denn auch sein. O, Ihr ahnt nicht, wie ich mich nach dieser Genugthuung sehne, wie der Gedanke an ihre langen, erblaßten Gesichter, die sie über die Nachricht von meiner Auf-

erstehung aus dem moralischen Tod machen werden, mein Herz mit Freude erfüllt, und wie ich gerne meine Zukunft daran setze, diese Erfolge zu erzielen.

Nichts soll meinen Plan wankend machen, komme was da will! Das Meer ist wieder ruhiger, die Witterung günstiger geworden, so will ich nicht länger mit seiner Ausführung zögern. Der nächste Sonnabend ist dazu bestimmt. Bereitet Euch daher vor.

Sorgt auch dafür, daß, sobald die Trommel erschallt, die Truppen zur Abfahrt gerüstet sind; aber seid vorsichtig, um keinen Verdacht zu erregen. Doch ich kenne Euch und darf Euch das Alles mit vollem Vertrauen überlassen.

Die Officiere und Truppen sollen nur erst in dem Moment der Abfahrt mit dieser und meinen weiteren Plänen bekannt gemacht werden, um mein Unternehmen vor jedem Verrath und Fehlschlag zu sichern.

Eurer Treue und Klugheit vertraue ich meine Zukunft an; denn mit Euch hoffe ich mein Ziel zu erreichen!"

Also endete Napoleon seine Mittheilung und umarmte dann seine Freunde in tiefer Bewegung, die ihm mit

beredten Worten ihre rücksichtslose Hingebung zu erkennen gaben.

Hierauf fand von Seiten Napoleon's noch eine genaue Auseinandersetzung seines Planes statt, wobei er seine Freunde zu Rath zog und ihren Ansichten eine geneigte Beachtung schenkte.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit brachen sie von Longone auf. Napoleon schlug den Weg nach Monte Serrato ein, da er Vantini einen Besuch zu machen wünschte.

„Ich will die schöne Julia zu einem Ball einladen," bemerkte er zu Drouot mit einem Lächeln.

„Ist das Ihr Ernst, Sire?" fragte dieser überrascht.

„Allerdings, Freund, denn ich erachte es für gut, die Leute hier ein wenig zu beschäftigen und über meine Absichten zu täuschen. Darum soll Pauline am Sonnabend einen großen Ball veranstalten und dazu so viel als möglich Einladungen ergehen lassen. Um die Aufmerksamkeit der Leute ganz besonders darauf zu lenken, müssen Gerüchte verbreitet werden, daß diese Festlichkeit außerordentlich glänzend werden soll,

so ahnt man gewiß nicht, daß dieselbe eine Abschieds-feier bei unserm Scheiden ist. Mögen sie sich, während unsere Schiffe auf dem Meere schwimmen, in rauschender Lustbarkeit ergehen und uns Glück auf den Weg wünschen. Freilich wird es an Tänzern mangeln, da ich ihnen den größten Theil entführe; aber sie müssen sich schon darin fügen, da es einmal nicht anders sein kann, und ich denke, Pauline wird dafür sorgen, daß sie sich trotzdem ziemlich gut amüsiren," sprach Napoleon in humoristischem Ton.

„Ich sehe, Sie haben an Alles gedacht, Sire und es bleibt uns nichts mehr zu thun übrig," bemerkte Drouot.

„Die Zeit des Handelns wird auch für Euch kommen; und Ihr werdet dabei nicht leer ausgehen," fiel Napoleon ein.

In solchem vertraulichen Geplauder erreichten sie nach kurzer Zeit Vantini's Besitzung und überraschten die Familie durch diesen durchaus nicht erwarteten Besuch in hohem Grade.

„Ich spreche nur auf wenige Augenblicke an," bemerkte Napoleon nach stattgefundener Begrüßung,

„um Sie, meine Freunde, im Namen der Fürstin zu einem Ball einzuladen, den sie am nächsten Sonnabend giebt. Ich hoffe mit Bestimmtheit, Sie dort zu sehen und einige Stunden in Ihrer Gesellschaft zu verleben.“

Nach diesen Worten, die natürlich die Ueberraschung der Familie nur noch steigerten, da des Kaisers leidendes Befinden eine solche Festlichkeit für längere Zeit auszuschließen schien, wandte sich Napoleon an Julia, die seine Worte mit Befremden vernommen hatte und ihn fragend anblickte, und bemerkte: „Sie scheinen durch die Einladung und meinen Besuch ein wenig überrascht zu sein, Signora; freilich, wie kann das auch anders sein, da Sie mich leidend glaubten. Sie sehen, es geht wieder besser und hoffentlich bald ganz gut.“

„Ich vernehme das mit aufrichtiger Freude, Sire, und wünsche von Herzen, Ihre Erwartungen bestätigten sich in der besten Weise,“ entgegnete Julia, und auch Vantini und die Signora beglückwünschten Napoleon über sein vortreffliches Aussehen.

Er dankte ihnen dafür mit freundlichen Worten

und veranlaßte darauf Julia, ihm nach der Veranda zu folgen.

„Ich habe ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen,“ bemerkte er, als sie sich allein sahen. Julia erschrak und erröthete.

„Ich bitte Sie, sich am Sonnabend zeitig nach Ferrajo zu begeben und sogleich die Fürstin aufzusuchen. Ich wünsche Sie noch vor dem Ball zu sprechen; denn ich habe Ihnen ein paar wichtige Worte zu sagen, was heute nicht geschehen kann. Sein Sie darauf bedacht, Julia. Ich hoffe Sie bei der Fürstin etwa um die sechste Stunde zu finden.“

„Es soll geschehen, Sire,“ entgegnete Julia.

„Meine Geschäfte gestatten mir nicht, heute länger bei Ihnen zu verweilen; legen Sie daher nicht etwa meinem Willen, sondern lediglich den Umständen die Schuld bei, wenn ich sogleich aufbreche,“ fuhr Napoleon fort und reichte ihr die Hand. Alsdann begaben sie sich wieder nach dem Zimmer.

Wenige Augenblicke darauf befand sich Napoleon bereits auf dem Wege nach Ferrajo und langte daselbst nach einem raschen Ritt, wie er es gewollt, zeitig an.

Die Fürstin und Madame Lätitia erwarteten ihn bereits; durch die Nachricht von seinem nicht voraus gesehenen Ausflug ebenso sehr überrascht als erfreut.

Napoleon nahm heute, was schon lange nicht geschehen war, das Diner in Gesellschaft der Damen und seiner Freunde ein und beglückte sie dadurch in hohem Grade.

Als der Abend nahte, begab er sich allein nach St. Martino.

Er wollte der Gräfin Lebewohl sagen, deren Abreise für den nächsten Tag bestimmt worden war. Sie war darauf vorbereitet; denn Napoleon hatte ihr seine Flucht vertraut und wünschte, sie sollte noch vor ihm die Insel verlassen, damit er sie in Sicherheit wußte.

Im Bewußtsein der nahen Trennungsstunde und des gefahrvollen Weges, den Napoleon nun bald zu betreten beabsichtigte, empfing ihn die Gräfin mit schmerzvoller Zärtlichkeit.

Wie nahe lag die Frage, ob sie sich jemals wieder sehen würden und ob alle die frohen und schönen Hoffnungen, die der Kaiser ausgesprochen hatte, ihrer Erfüllung entgegen gingen. —

Welch ein furchtbares Wagniß hatte er zu überstehen, sollte ein solcher Erfolg erzielt werden. —

Ihr schwindelte bei dem Gedanken, daß Napoleon mit einem so kleinen Häuflein Truppen der feindlichen Macht und überdies dem ihm nicht gut gesinnten Volk gegenüber zu treten entschlossen war.

Aber in einem so unerhörten Unternehmen fand sie auch den Mann wieder, der ihr Herz einst gewonnen, indem sich zugleich ihre Bewunderung und Hingabe für denselben nur noch steigerte.

Napoleon wünschte, die Gräfin sollte sich wieder nach Wien begeben und daselbst den Erfolg seines Unternehmens abwarten und, sobald er sich auf dem Thron befestigt hatte, nach Paris kommen und daselbst für die Folge wohnen.

Sie blieben ein paar Stunden beisammen, in welchen Napoleon sich seines Sohnes noch einmal von Herzen erfreute; alsdann sagte er der Gräfin in der zärtlichsten Weise Lebewohl.

Es war ein schmerzlicher Abschied und fast gewaltsam riß sich Napoleon von ihr und seinem Kinde los.

Er hatte Bordone beauftragt, die Gräfin bis

nach Livorno zu begleiten, von wo sie die Reise nach Wien zu Wagen fortzusetzen beabsichtigte. Am nächsten Morgen fand die Abreise auf einem kaiserlichen Schiffe statt.

Schon bei dem Diner hatte Napoleon der Fürstin seinen Wunsch hinsichts des bezeichneten Balles mitgetheilt und Pauline denselben mit großer Freude vernommen. Und so geschah es denn, daß bereits an dem nächsten Tage eine Menge Einladungen zu demselben in ihrem Namen erlassen wurden.

Es verstand sich von selbst, daß dabei zugleich, wie es Napoleon haben wollte, das Gerücht von dem außerordentlichen Glanz der Festlichkeit verbreitet und so das Interesse der Bewohner für dasselbe in hohem Grade angeregt wurde.

Wenige Tage nach der erfolgten Einladung bildete daher der erwartete Ball das Hauptgespräch der Leute, die weit entfernt waren, den sich damit verbindenden bedeutsamen Zweck zu ahnen.

Schon lange hatte man eine solche Festlichkeit entbehren müssen und sah derselben daher mit um so größerem Vergnügen entgegen.

Während in Ferrajo sich eine solche freudige Stimmung geltend machte, zählte Napoleon mit fieberhafter Ungeduld die Stunden und ließ zugleich durch seine Vertraute Alles, was auf sein Unternehmen irgend von Einfluß sein konnte, beobachten. Nicht der geringste Umstand sollte ihm entgehen, und darum empfing er im Lauf des Tages und selbst der Nacht zu verschiedenen malen Berichte in dieser Beziehung.

Dieselben befriedigten ihn in hohem Grade; denn er schöpfte aus ihnen die beruhigende Gewißheit, daß die Voraussetzungen in Bezug auf seine Ungefährlichkeit sich vollkommen bestätigten.

Man schenkte weder seinem Treiben im Palais noch seinen Schiffen eine besondere Beachtung mehr, obwol er dieselben namentlich in der letzten Zeit vielfach hatte kreuzen und manövriren und selbst nach Livorno und Genua gehen lassen, um seine Beobachter zu täuschen und sicher zu machen.

Man hatte sich so allmälig daran gewöhnt und das eben wollte ja Napoleon. So winkte seinem Unternehmen denn der beste Erfolg.

Chaboulon langte nach einer beschleunigten Reise

und nachdem er die für Lyon empfangenen Aufträge in der besten Weise erledigt hatte, in Elba an. Es war am 22. Februar. Er beeilte sich, Napoleon den Brief der Königin einzuhändigen und ihm über die Erfolge seiner Bemühungen in Lyon so wie über die Stimmung und die Zustände in Paris und den durchreisten Provinzen einen genauen Bericht abzustatten. Ebenso war er bedacht, Napoleon die großen Mißgriffe des Königs und seiner Minister zu bezeichnen, die Stimmung des alten und neuen Adels und die Zerwürfnisse der europäischen Kabinette bei dem Congreß in aller Ausführlichkeit darzulegen. Er that dies in der wohlmeinenden Absicht, den Kaiser mit den geringsten Einzelnheiten bekannt zu machen und zugleich in der Voraussetzung von dessen Unkenntniß aller dieser Umstände.

Ohne die geringste Ueberraschung über das Vernommene zu verrathen, hörte ihm der Kaiser mit vieler Aufmerksamkeit zu, und als er endete, entgegnete er:

„Sie sagen mir nichts Neues, lieber Chaboulon. Ich bin von allen diesen Dingen bereits unterrichtet

und könnte Ihnen noch Mancherlei mittheilen, was Ihnen und meinen Freunden unbekannt geblieben ist. Das würde jedoch in dem gegenwärtigen Augenblick von keinem Nutzen sein."

„Und was geruhen Eure Majestät in dieser Angelegenheit zu bestimmen?" fragte Chaboulon erwartungsvoll.

„Das läßt sich jetzt noch nicht sagen, lieber Chaboulon. Wir müssen das abwarten —" bemerkte Napoleon ausweichend.

O, Sire, retten Sie sich! Im Auftrage der Königin und Ihrer Getreuen beschwöre ich Sie darum. Unsere Herzen sind von der höchsten Besorgniß um Eurer Majestät Wohl erfüllt; darum gebieten Sie über uns, um Ihr Leben und Ihre Zukunft zu sichern!" fiel Chaboulon voll Bewegung ein.

„Es thut meinem Herzen aufrichtig wohl, dies zu vernehmen und nicht minder erfreulich ist mir die von Ihnen gemachte Mittheilung der treuen Anhänglichkeit meiner Freunde in Paris und in den Provinzen. Ich denke, Chevalier, es wird die Zeit kommen, in welcher ich dieselbe in Anspruch nehmen

werde. Aber ich darf nichts übereilen,“ entgegnete Napoleon.

„Gestatten mir Eure Majestät, Ihre Aufträge an die Königin vielleicht in einigen Tagen in Empfang zu nehmen?“

„Es mag so sein, obgleich ich der Königin in dem gegenwärtigen Augenblick nichts von Bedeutung mitzutheilen hätte.“

„Ich begebe mich auf Befehl der Königin nach Neapel zu König Murat; vielleicht beehren mich Eure Majestät bei meiner Rückkehr von dort mit Aufträgen —“

„Wann gedenken Sie hier wieder einzutreffen?“ fragte Napoleon.

„In den letzten Tagen des Monats —“

„Gut denn. Wir werden alsdann das Weitere bestimmen,“ entgegnete Napoleon.

Chaboulon verließ Napoleon ziemlich unbefriedigt. Er hatte mit Bestimmtheit gehofft, seine Mittheilungen würden den Kaiser zu einem raschen Entschluß veranlassen; Napoleon zeigte nicht die geringste Neigung dazu, noch auch schien er die ihm drohende Verbannung besonders zu beachten.

Er wußte nicht, wie er sich dies Alles deuten sollte, und besorgte, daß sich das Gerücht von Napoleon's Entmuthigung wirklich bestätigte. Denn trotz der vielen bezeichneten Hilfsmittel, trotz der Opferfreudigkeit der in Paris auf ihn Harrenden deutete Napoleon doch in keiner Weise irgend eine Absicht hinsichts seines künftigen Handelns an.

Und jeder neue Tag mußte seine Lage nur noch gefahrvoller machen, ihn seinem unheilvollen Geschick näher führen.

Fühlte sich der Kaiser im Hinblick der Verträge sicher, oder hatte er besondere Hilfsmittel, durch welche er sich im Moment der Gefahr zu schützen hoffte? — So fragte sich der Chevalier, ohne sich darauf jedoch irgend welche Antwort geben zu können. Ebenso fruchtlos waren auch seine Bemühungen, in Elba etwas darüber zu erfahren. Niemand wußte ihm etwas von Bedeutung zu sagen, und als er sich endlich an Drouot und Bertrand wandte, sprachen diese gleichfalls ihre Unkenntniß über des Kaisers Pläne aus.

So blieb ihm denn nichts übrig, als sich zur Erfüllung seiner Aufträge nach Neapel zu begeben,

und als er bei Murat erschien und dieser sich nach dem Entschluß des Kaisers erkundigte, konnte er demselben keine befriedigende Antwort geben, und so blieb selbst dieser über Napoleons Plan in Unkenntniß.

Fern lag Beiden die Ahnung, wie nahe schon der Tag war, an welchem Napoleon den letztern zur Ausführung zu bringen hoffte.

Alle diese Momente lassen die Hartnäckigkeit erkennen, mit welcher Napoleon seine Absichten verheimlichte. Selbst seine treuesten Anhänger ließ er darüber in völliger Unkenntniß. Er erachtete dies nun einmal für erforderlich und wich darum nicht im Geringsten von seinem Vorsatz.

Seit jener mit seinen Freunden in Longone gehabten Unterredung entwickelte Napoleon eine vermehrte Thätigkeit.

Er ließ die Truppen öfter zusammen rufen und sich in voller Armatur aufstellen; es geschah dies, wie es hieß, um die Leute ein wenig zu beschäftigen, die während Napoleons Krankheit zu viel Ruhe genossen hatten und darum ziemlich ungeduldig geworden waren.

Seine eigentliche Absicht dabei war jedoch der

Wunsch, die kriegsmäßige Bewaffnung der Soldaten auf diese Weise ohne Aufsehen zu ordnen und zugleich die Bewohner Ferrajos an dergleichen Anordnungen zu gewöhnen, damit, wenn die entscheidende Stunde schlug, Niemand dadurch überrascht wurde und seine geheimen Absichten ahnte.

So kam der 25. Februar.

Es war noch sehr früh, als man im Hafen eine vermehrte Bewegung unter den kaiserlichen Schiffen gewahrte. Sie machten sich segelfertig und stachen trotz eines widrigen Windes in See. Es hieß, sie sollten sich auf den Weg nach Neapel begeben und eine Uebungsfahrt ausführen.

Niemand zweifelte daran, denn die Schiffe waren zu solchem Zweck schon häufig ausgegangen, warum sollte es an diesem Tage nicht ebenso sein, wenngleich auch kein günstiger Wind wehte.

Bald war die kleine Flotille dem Auge entschwunden.

In dem Palais, in der Stadt und unter den Truppen herrschte die gewöhnte Ruhe.

So kam der Nachmittag heran.

Napoleon arbeitete mit Cambronne in seinem Arbeitszimmer.

Santini, der den Dienst vor demselben hatte, erhielt dadurch die erwünschte Gelegenheit, sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Er hatte seit drei Nächten nicht geschlafen und die Müdigkeit ihn trotz seines großen Diensteifers endlich überwunden.

Da fühlte er sich plötzlich heftig am Ohr gezupft und als er in solcher Weise aufgeweckt, die Augen erhob, sah er zu seiner nicht geringen Ueberraschung den Kaiser vor sich stehen.

Napoleon hatte wiederholt vergeblich nach ihm geschellt; der ermüdete Mann jedoch nichts vernommen und sich daher der Erstere genöthigt gesehen, sich zu ihm zu begeben und ihn aufzuwecken.

„Komm' herein!“ befahl Napoleon.

Santini, aus dessen Augen sogleich jeder Schlaf gewichen war, gehorchte sofort.

In dem Zimmer angelangt, in welchem sich Niemand außer ihnen befand, stellte sich der Kaiser vor ihn hin, schaute ihn scharf an, zog seine Uhr

heraus und hielt ihm dieselbe vor das Gesicht, indem er bemerkte:

„Sieh', es ist jetzt vier und ein viertel Uhr. Hier hast Du einen Brief, den Du sofort an den Director der Eisenminen, Herrn Pons l' Herault in Rio bringst. Die Fahrzeuge, welche heute Morgen ausgelaufen sind," fuhr er fort, „hatten widrigen Wind; Du wirst daher in Rio sein, bevor sie dort in Sicht kommen. Jetzt beeile Dich!"

Er klopfte Santini leicht auf die Wange und dieser entfernte sich sofort, um des Kaisers Befehle auszuführen.

Er warf sich sogleich auf ein schnelles Pferd, sprengte nach Rio, und erreichte diesen Ort in der möglichst kürzesten Zeit und entledigte sich seines Auftrages.

Der Brief enthielt den Befehl an Herrn Pons l' Herault, die Flotte zur Rückkehr nach Ferrajo zu veranlassen. Derselbe kam in der That noch zur geeigneten Stunde; denn die Schiffe waren noch nicht in Sicht und Napoleons Berechnung daher durchaus richtig. Der Befehl konnte also zur Ausführung

gelangen und so geschah es, daß die Flotte noch in der Nacht nach Ferrajo zurück kehrte.

So unscheinbar dieser Umstand auch an und für sich war, erreichte Napoleon damit doch einen wichtigen Erfolg.

Er hatle die Flotte nämlich nur in der Absicht auslaufen lassen, um seine Beobachter zu täuschen, und während man dieselbe fern der Insel und auf hohem Meere wähnte, lief sie im Schutz der Nacht in den Hafen von Ferrajo in aller Stille ein und man konnte sofort unbemerkt Vorkehrungen für den nächsten Tag treffen.

Mit hoher Freude vernahm Napoleon den Bericht Santinis, lobte ihn wegen seines Eifers, und als ihm in der Nacht die Meldung von der Ankunft der Schiffe gemacht wurde, sprach er still und bedeutungsvoll vor sich hin:

„Die Würfel sind gefallen!“ —

---

## Fünftes Capitel.

### Der sechsundzwanzigste Februar des Jahres 1815.

Ueber Ferrajo war nächtliche Dunkelheit und Stille ausgebreitet und seine Bewohner pflegten des süßen Schlummers.

Dies fand auch in dem kaiserlichen Palais bis auf zwei Personen statt, deren Augen von dem Schlaf nicht berührt waren.

Diese beiden Personen waren der Kaiser und sein Diener Santini, der Erstere befand sich, völlig angekleidet, in seinem Arbeitszimmer, während der Letztere in dem Vorzimmer wachte, um die etwaigen Befehle des Kaisers auszuführen, oder die Ankunft von Personen zu melden.

In dem Gemach auf und ab gehend, blieb Napoleon häufig an einem der Fenster stehen und schaute über die Stadt und das Meer nach Osten fort, dem

Anbruch des Tages mit ungeduldiger Erregung entgegen sehend.

Der Himmel war wolkenlos und mit hellfunkelnden Sternen geschmückt; der Mond neigte sich dem Abend zu.

Das Meer war leicht bewegt. In der Ferne stiegen matt beleuchtete Nebel auf, die das Auge nicht zu durchdringen vermochte.

In dem Hafen lagen die Schiffe ruhig da, riesige, dunkle Kolosse bildend, an deren Masten, Spieren und Takelwerk die Mondesstrahlen hin und her kletterten und spielten.

Von dem Meere herauf drang das matte Getön der Brandung; sonst herrschte überall Ruhe und Stille.

Zu vielen malen hatte Napoleon bereits ausgeblickt, ohne ein Zeichen des nahenden Tages zu bemerken; endlich zeigte sich am Morgen ein röthlichgraues Licht.

Er begrüßte dasselbe mit Freuden, und, die brennende Stirne gegen das Fenster gelehnt, erwartete er den Anbruch eines Tages, der in der Geschichte

seines Lebens so bedeutsam werden sollte, mit einem Gefühl des Stolzes und gedankenvoller Erregung.

Wie nahe lag für ihn die Frage, welcher Art die Verhältnisse bei dem nächsten Tagesanbruch sein würden.

Und der Osten erglühte allmälig mehr und mehr, und helle Lichtstrahlen fuhren über den Himmel dahin, löschten die Sterne aus und tauchten die Erde und das Meer in ihre glänzenden Farben und weckten das schlummernde Leben zu neuem, regsamen Thun.

Goldig stieg die Sonne aus dem Nebelduft empor; kein Wölkchen trübte ihren Glanz, der die erhabene Schönheit des ausgebreiteten Meeres verherrlichte.

Napoleon weidete sich einige Augenblicke an dem prachtvollen Schauspiel; dann aber überwand die Gewißheit eines ruhigen, freundlichen Tages, den der Sonnenaufgang und die Klarheit des Himmels verhießen, die Lust des Genusses und der Ernst seiner Lage machte sich wieder geltend.

Er war in der Aussicht guter Witterung ruhiger geworden; denn er erachtete dies als ein gutes Zeichen

für sein Unternehmen. Er löschte die Kerzen und schritt darauf eine kurze Zeit durch das Gemach. Alsdann zog er die Glocke und ließ sich seinen Frühtrank, eine Tasse Chocolade, bringen.

Als Santini kurze Zeit darauf mit der Letztern eintrat, schaute ihn Napoleon freundlich an, zupfte ihn am Ohr und fragte:

„Nun, Alter, was meinst Du zu dem schönen Wetter? Glaubst Du, daß es sich halten wird?"

„Ja, Sire, wenigstens möchte ich es meinen, so viel ich davon verstehe. Auf dem festen Lande läßt sich so etwas allerdings sicherer bestimmen, als hier, wo die Winde einen so leichten Zugang haben und aus Sonnenschein und Ruhe nur zu rasch Regen und Sturm machen können," entgegnete Santini.

„Hast recht, Alter, hast recht. Darum muß man auch nicht zu viel auf einen schönen Morgen geben und den Abend bedenken. Der Tag ist lang, sehr lang und zwischen seinem Aufgang und Niedergang liegen viele, viele Stunden," fiel Napoleon, plötzlich ernster werdend, ein. „Schicke zu Cambronne und Bertrand und laß sie zu mir bitten," fügte er darauf hinzu.

Santini entfernte sich und Napoleon nahm rasch sein Frühstück ein und vertiefte sich alsdann wieder in das Studium von Karten und Plänen. Oefter unterbrach er diese Beschäftigung, erhob sich und beobachtete durch ein Fernrohr den Hafen und das Meer, um alsdann die Erstern wieder aufzunehmen.

Und die Stadt und der Hafen belebten sich mit dem Fortschritt des Tages und auch in dem Palais machte sich wieder die gewöhnte geräuschlose Thätigkeit geltend.

Die hellen Sonnenstrahlen, welche sich trotz der dichten Vorhänge in das Schlafgemach der Fürstin drängten, hatten diese früher erweckt, als dies sonst der Fall var. Vielleicht war auch die Sorge für den an dem heutigen Abend in dem Palais stattfindenden Ball hierauf nicht ohne Einfluß. Ihr Bruder hatte den Wunsch ausgesprochen, keine Mühe und Kosten dabei zu scheuen, um die Festlichkeit so glänzend als möglich zu machen, und der Fürstin die ganze Anordnung überlassen, und so sah sie sich in einem ganz ungewöhnlichen Grade beschäftigt, wollte sie dem Vertrauen zu ihrem Geschmack genügen.

Aber wie sollte Pauline ohne den Beistand und Rath Anderer dergleichen anstrengende Geschäfte erledigen! Daran war sie nicht gewöhnt, und so hatte sie Drouot und Bordone zu ihren Rathgebern erwählt.

Sie wünschte, daß vor dem Beginn des Balles lebende Bilder gestellt und ihre Freunde sowol als einige Officiere Rollen darin übernehmen sollten. Dies hatte Drouot mit Entschiedenheit abgelehnt und dadurch den Unwillen der Fürstin in nicht geringem Grade erregt.

Er ließ sich dadurch jedoch nicht zum Eingehen auf ihre Pläne bestimmen und wußte ihr allerlei Gründe für seine Weigerung anzugeben, indem er zugleich statt der Bilder ein Concert als Ersatz vorschlug.

Schmollend mußte sich Pauline endlich darin fügen; aber sie that es sehr ungern.

Sie hatte sich das so sehr hübsch gedacht. Der frühere Vorschlag der Billault sollte dabei zur Ausführung gelangen und Bordone sich als römischen Helden bewundern lassen.

Auch Julia war eine Rolle von ihr zugedacht worden und sie selbst wollte sich als Königin Dido mit Bordone zeigen.

Aus alledem konnte nun nichts werden und der Ball verlor dadurch nicht wenig an Interesse für sie.

Unmuthig saß sie da und betrachtete die Gewänder, welche ihr der Theater-Intendant auf ihren Wunsch zugeschickt hatte; dieselben waren jetzt ganz und gar unnütz und daran war lediglich der unfreundliche Drouot schuld.

Er hatte ihr das Versprechen gegeben, sie am Vormittag zu besuchen und sie erwartete ihn in der Hoffnung, vielleicht durch den Anblick der glänzenden Kostüme ihn doch noch für ihre Wünsche zu bestimmen und diese waren darum absichtlich in auffallender Weise ringsum ausgebreitet.

Sie mußte heute länger als gewöhnlich auf seinen Besuch harren und als Drouot bei ihr eintrat und sie begrüßte, verrieth er so große Zerstreutheit unt Theilnahmlosigkeit für sie und noch viel mehr für die prächtigen Anzüge, daß die Fürstin ihn mit Befremden anschaute und fragte:

„Was haben Sie nur, Drouot? Ist das ein Benehmen, wie es sich für den Freund gegen seine Freundin ziemt?"

„Achten Sie nicht darauf, Pauline! Sie kennen ja meine Liebe und Verehrung für Sie; also zweifeln Sie nicht an derselben, wenn ich auch ein wenig zerstreut erscheine," entgegnete Drouot leicht hin.

„Nein, nein, mein Freund, so entkommst Du mir nicht! Mit solchen Worten lasse ich mich nicht abweisen. Also sage mir den Grund Deiner Stimmung. Es kann nichts Gleichgiltiges sein, was Dich bewegt, da es Dir die Theilnahme selbst für mich zu rauben vermochte," fiel Pauline ein, schlang die Arme um ihn und schaute ihm bittend und forschend in die Augen.

„Dringe nicht in mich; ich könnte Deine Neugier dennoch nicht befriedigen. Ueberdies sage ich Dir, es ist nichts, gar nichts —" beruhigte und bat Drouot.

„Du täuschest mich, Valère!" rief Pauline und schlang ihre Arme noch fester um ihn, da er sich von diesen zu befreien bemüht war. „Wende den Kopf

nicht von mir," fuhr sie in befehlendem Ton fort, als Drouot ihren Blicken auszuweichen sich bemühte, „sondern sieh mir in die Augen, ganz dreist, nicht so, nicht mit halbem Blick, als hättest Du kein gutes Gewissen! So, so ist es recht! Und nun beichte! Es geht 'was vor oder es ist schon etwas geschehen oder soll bald geschehen. Wie, habe ich recht, habe ich Dich und ihn durchschaut? Antworte mir, Lieber, antworte mir, Stahl und Eisen!"

Da Drouot jedoch beharrlich schwieg, so setzte sie ihre ermahnende Rede also fort:

„Ich sehe, Du hast kein gutes Gewissen; denn Deine Augen vermögen nicht an den meinen zu haften und hüpfen hin und her wie ein Kreisel! Also heraus mit der Sprache!"

„Du giebst Deiner Fantasie zu viel nach, liebe Pauline, und ich bitte, beruhige Dich und warte ab, was geschieht," sprach Drouot endlich, in solcher Weise bedrängt.

„Ich fühle nicht die mindeste Lust dazu, sondern will über Euer geheimnißvolles Treiben endlich Gewißheit haben. Oder glaubst Du, ich hätte das

Kommen und Gehen von vielerlei Menschen, das Licht in dem Arbeitszimmer des Kaisers während der letzten Nächte nicht bemerkt? — Steckst Du, Bertrand und Cambronne nicht fast unausgesetzt bei dem Kaiser? Was habt ihr gerade jetzt und mit einemmal so viel zu verhandeln? Ich bin überzeugt, es ist etwas im Werk, und ich, des Kaisers leibliche Schwester, muß wie alle Uebrigen darüber in Ungewißheit bleiben?! Ist das recht, ist das christlich, ist das lieblich?" fragte Pauline eifrig und im Ton des Vorwurfs und zeigte die unzweideutige Absicht, den Letztern noch durch einen Thränenstrom zu bekräftigen.

„Ich will Dir in mancher Hinsicht beistimmen, theure Pauline; aber der Kaiser will nun einmal, daß seine Absichten einem Jeden verborgen bleiben; also gieb Dich zufrieden, ich bitte Dich herzlich," beeilte sich Drouot, Angesichts der ihm drohenden Thränengefahr, zu entgegnen.

„Also seine Absichten sollen einem Jeden verborgen bleiben? — Nun, so sage mir doch, hat der Kaiser mit Dir keine Ausnahme gemacht?" fragte Pauline in scharfem Ton.

„Du mußt bedenken, daß sein Vertrauen zu mir durch die Verhältnisse bedingt wird," fiel Drouot ein.

„O, wie Du klug und fein zu unterscheiden verstehst!" rief die Fürstin voll Ironie in Ton und Blick. „Also," fuhr sie fort, „Du hast ein größeres Recht auf sein Vertrauen, als ich. Nun sieh doch! Und ich, die ihm in sein Exil gefolgt ist, die den Aufenthalt auf dieser schrecklichen Insel mit ihm theilt, ihm sogar ihren Diamantenschmuck hingegeben hat, ich sollte nicht gleiche Rechte auf sein Vertrauen haben, wie Du? — Alles, was ich zu thun vermag, habe ich gethan und mich nie beklagt; jetzt aber, in dem Augenblick, wo unser Aller Schicksal auf dem Spiel steht, klage ich Dich und ihn an über die Lieblosigkeit, die ich von meinem Freunde und Bruder erfahren muß!"

Drouot erkannte, daß der Vorwurf der Fürstin nicht ungerechtfertigt war; denn ihre Aufopferung für Napoleon verdiente in der That sein Vertrauen; aber es war nun einmal dessen Willen, die Fürstin in Unkenntniß zu erhalten; was sollte er thun. —

Pauline bemerkte kaum sein nachdenkliches Wesen,

als Folge der vortrefflichen Wirkung ihrer Worte, als sie auch sogleich bedacht war, mit vermehrtem Eifer ihre Absicht zu verfolgen, und daher fuhr sie mit eindringlichem Ton fort:

„Ich erkenne, mein theurer Valère, zu meiner herzlichen Freude an Deinen Mienen, daß mir Dein gütiges Herz längst Recht gegeben hat, und ich freue mich über dieses Zeichen Deiner Liebe. So sprich denn, Guter, Lieber, und sage, was geschehen soll und beruhige endlich meine Seele —“

„Wie gern thäte ich es, wäre es mir gestattet!“ fiel Drouot ein.

„O, ich merke schon, Du zweifelst an meiner Schweigsamkeit!“ rief Pauline und forschte in seinen Augen.

„Warte nur noch wenige Stunden; dann sagt Dir der Kaiser selbst, was Du wünschest,“ beruhigte Drouot.

„Also Du traust mir selbst nicht einmal auf wenige Stunden Besonnenheit zu?“ fragte Pauline.

„Ja, theure Pauline, ja. Aber was liegt daran, ob Du ein paar Stunden früher oder später damit bekannt wirst,“ wandte Drouot ein.

„Du willst mich lieben, Valère, und kannst mir nicht eine so kleine, unbedeutende Gefälligkeit erweisen, obwol Du siehst, wie sehr ich unter der Ungewißheit des Augenblicks leide?“ fragte Pauline und fuhr alsdann im Ton tiefster Kränkung fort: „O, Du liebst mich nicht, Niemand, Niemand liebt mich mehr auf der ganzen Erde!“

Bei diesen Worten brach sie in Weinen aus.

„Beruhige Dich, Pauline! Ich gestehe Dir ja gerne alle Deine Berechtigungen zu und billige es in der That nicht, daß der Kaiser so kurz vor seiner Trennung Dich und Deine Mutter nicht mit seinen Absichten bekannt gemacht hat,“ tröstete Drouot.

„Er will also endlich von hier fort, vielleicht schon heute gar?!“ fragte Pauline erschreckt und voll Neugier, indem sie rasch die Augen trocknete.

„Nun ja, ja, so ist sein Willen!“ fiel Drouot zögernd und etwas unmuthig über das Nachgeben seiner Schwäche ein.

„Und er hat uns das so lange verheimlichen können?“ fragte Pauline.

„Du mußt ihn durch die Wichtigkeit seines Vorhabens entschuldigen," bedeutete Drouot.

„Und wohin will er gehen?"

„Nach Frankreich und Paris —"

„Nach Frankreich! O nun ist wieder Alles gut! Gott sei Dank, daß es endlich so weit gekommen ist!" rief Pauline, vor Erregung bebend.

„Wahrscheinlich werden wir beim Anbruch des Abends aufbrechen," bemerkte Drouot.

„So geleite Euch der Himmel und gebe dem Unternehmen Gelingen!" sprach Pauline, indem sie Drouot voll Innigkeit umarmte. „O, jetzt ist mir mein Herz um vieles leichter!" fuhr sie fort. „Die Ungewißheit, in der ich bisher gelebt, drohte meine Kräfte aufzureiben. So nahe also schon ist die Trennung, auch von Dir, mein theurer Valère. — Welchen Gefahren geht ihr Alle entgegen! — Möge Euch der Himmel beschützen!"

„So laß uns jetzt zugleich Abschied von einander nehmen; denn ich fürchte, es wird mir dazu kein günstiger Augenblick mehr geboten werden. Wir sehen uns, so Gott will, in den Tuilerien wieder. Des

Kaisers Unternehmen ist kühn; dennoch baue ich auf sein Glück und seine Klugheit. Hoffen wir daher das Beste," sprach Drouot und schloß die weinende Fürstin in die Arme.

Die Zeit drängte; er mußte zu Napoleon, und bemerkte daher scheidend:

„Denke an mich und verrathe mich nicht, ebenso hüte Deine Stimmung vor Deiner Umgebung, damit diese nicht etwa Argwohn schöpft und ich wol gar vor dem Kaiser blos gestellt werde. Wende Deine ganze Sorge dem Ballsaal zu, so täuschest Du am leichtesten und sichersten. Wir sehen uns vor der Abfahrt wieder, meine theure Pauline, und so lebe bis dahin wohl. Ich muß zu dem Kaiser. —"

Nach einer zärtlichen Umarmung schied er von ihr.

Erregt und betrübt blieb die Fürstin zurück. So groß ihre Freude auch über die endliche Befreiung ihres Bruders und die angenehme Aussicht war, vielleicht bald wieder die Freuden des Pariser Lebens genießen zu können, so übersah sie doch auch nicht die großen Gefahren, denen ihr Bruder entgegen

ging und über welche er vielleicht zu siegen nicht mächtig genug war.

Die Zuversicht zu seiner Kühnheit und seinem Glück übten jedoch auch auf sie bald ihre gute Wirkung aus und beruhigte allmälig ihre bewegte Seele. Sie sagte sich, daß wer bereits so Großes und Ungewöhnliches, wie ihr Bruder, erreicht hatte, auch in diesem Fall nicht unglücklich sein würde.

Ihre Betrachtungen wurden bald durch die Meldung Bordone's unterbrochen. Sie hatte denselben zur Berathung um diese Stunde einladen lassen. Es war nämlich ihre Absicht, durch ihn auf Drouot zu wirken, um ihr Verlangen hinsichts der lebenden Bilder erfüllt zu sehen.

„Ich habe Sie heute vergeblich bemüht,“ rief Pauline dem Obersten entgegen und reichte ihm die Hand. „Aus den Bildern wird nichts. Drouot war eben hier und hat sich mit Entschiedenheit dagegen erklärt, so daß ich ihm endlich beipflichten mußte.“

„Ich hätte Ihnen das voraus sagen können,“ bemerkte Bordone lächelnd.

„So kennen Sie also die Gründe zu Drouots

Weigerung?" fragte die Fürstin rasch und blickte ihn forschend an.

„Das müßte ich verneinen" — entgegnete Bordone zögernd.

„Sie täuschen mich! Gewiß sind Sie in sein Geheimniß eingeweiht!" rief Pauline.

Bordone schaute sie mit Ueberraschung an. Ihr Eifer, noch mehr die sich in ihrem Wesen aussprechende Niedergeschlagenheit befremdeten ihn.

Er sagte sich, daß dieselben durch ganz besondere Umstände erzeugt sein müßten und erinnerte sich besonders der unter den Soldaten herrschenden bemerklichen Regsamkeit. Es hieß, Napoleon beabsichtigte, dieselben heute zu allarmiren, wie er das bereits schon öfter gethan.

Sollte er damit etwa noch einen geheimen, wichtigen Zweck verbinden? —

Die Fürstin gönnte ihm jedoch keine Muße zu weiteren Betrachtungen, sondern erging sich mit auffälliger Hast in allerlei Erörterungen über das heutige Fest, indem sie sich von demselben sehr vielen Genuß versprach und diesen auch dem Obersten in Aussicht stellte.

Sie würde sich wahrscheinlich noch eine längere Zeit in solcher Weise bemüht haben, wenn nicht plötzlich Napoleon eingetreten wäre und ihren Worten ein Ende gemacht hätte.

Er erschien ernst, aber ruhig, begrüßte die Fürstin und Bordone mit Wohlwollen und erkundigte sich alsdann bei der Ersteren nach der Festlichkeit, indem er sich die dazu getroffenen Anordnungen in genauer Weise bezeichnen ließ.

Er sprach über Alles seine Zufriedenheit aus und schärfte der Fürstin nochmals ein; für eine gute Bewirthung der Gäste Sorge tragen zu lassen.

Hierauf verabschiedete er sich von Paulinen, wandte sich zu Bordone und forderte ihn auf, ihn zu begleiten. Dies geschah, und als sie das nächstgelegene Zimmer erreicht hatten, blieb Napoleon stehen, blickte den Obersten bedeutsam an und bemerkte:

„Ich habe Gründe zu der Annahme, daß Sie an der Festlichkeit nicht Theil nehmen und in einer anderen Weise beschäftigt sein werden. Ich lasse gegen Abend die Truppen ausrücken; sein Sie daher bedacht, lieber Oberst, Ihre Angelegenheiten zu ordnen.

Mehr darf ich Ihnen jetzt nicht sagen. Dies im Vertrauen, verstehn Sie mich?" —

Nach diesen in gedämpftem Tone gesprochenen Worten verließ ihn der Kaiser, und Bordone beeilte sich, seine Wohnung zu erreichen und seine Anordnungen zu treffen. Für ihn herrschte jetzt kein Zweifel mehr, daß Napoleon irgend einen Schritt von Wichtigkeit auszuführen im Sinne hatte.

Sollte er etwa nach Italien fliehen wollen. — Dies war sein erster Gedanke, an den sich der lebhafte Wunsch, in dieser Voraussetzung nicht getäuscht zu werden, knüpfte.

Der nächste Gedanke war der der Trennung von Julia; derselbe hatte jedoch in der Hoffnung, für die Befreiung ihres gemeinsamen Vaterlandes zu kämpfen, nichts Schmerzliches.

Wie sehr pries er den Zufall, der ihm gestattete, der Geliebten ein Lebewohl zu sagen.

Er hatte mit ihr verabredet, sie bei ihren Verwandten in der Stadt, woselbst sie absteigen wollte, zu begrüßen.

Mit großer Ungeduld sah er diesem Zeitpunkte entgegen, und als derselbe eintrat, begab er sich sogleich dahin.

Julia und deren Eltern waren so eben angelangt und Bordone benutzte den ersten freien Augenblick, um sie mit Allem bekannt zu machen. Sie erschrak; wußte jedoch im Hinblick auf die von dem Geliebten zu erfüllenden Pflichten ihre Bewegung zu beherrschen.

Bestätigte sich dessen Voraussetzung, so sah sie ihn mit einem erhebenden Gefühl in den Kampf für das Vaterland ziehen.

Die Umstände gestatteten eine längere Unterhaltung nicht, und Bordone trennte sich von ihr, nachdem sie verabredet, sich bei der Fürstin zu treffen und ihm Julia vertraut, daß Napoleon sie heute vor dem Ball noch bei derselben zu sprechen wünschte.

Dort wollte Bordone ihr und ihren Eltern das letzte Lebewohl sagen.

So kam der Nachmittag.

In Ferrajo war man emsig mit dem Ordnen der Ball-Toiletten für den heutigen Abend beschäftigt,

und es herrschte bei den Eingeladenen eine rege Thätigkeit, um dem Kaiser und der Fürstin in dieser Beziehung zu genügen.

In der Voraussicht eines genußvollen Abends ahnte Niemand, wie wenig sich dieselbe bestätigen sollte.

Man war daher ein wenig überrascht, als etwa um die vierte Stunde Nachmittags das Garde-Bataillon mit vollem Gepäck sich auf der Piazza d'arme aufstellte, Napoleon erschien und Musterung über dasselbe hielt. Man beruhigte sich jedoch sehr bald, da dies schon öfter geschehen war, obwol es auffiel, daß Napoleon so nahe vor der Festlichkeit sich einer solchen Thätigkeit unterzog.

Dieses Befremden steigerte sich noch, als nach erfolgter Besichtigung die Truppen nicht in ihre Quartiere zurück kehrten, sondern auf dem Platz verharrten.

Bald jedoch sollte dieses Befremden in eine nicht geahnte Ueberraschung übergehen, als die Nachricht sich verbreitete, die Bürgerwehr hätte auf Napoleon's Befehl die beiden Stadtthore besetzt und ließ zwar einen jeden Ankommenden in die Stadt, Niemand

jedoch hinaus. Was sollte eine so unerhörte Maßnahme bedeuten.

Man fragte hin und her, man rieth; Niemand wußte eine Erklärung dafür zu geben, weder die Truppen noch die Bürger, und um so erwartungsvoller schaute man nach dem kaiserlichen Palais, von wo allein Aufklärung und Beruhigung kommen konnte.

Dahin hatte sich der Kaiser nach der Besichtigung der Garde begeben und zwar in Begleitung seiner vertrauten Generäle.

So war es in der That, und dort angelangt, wurde von Napoleon und den Letzteren das nun in wenigen Stunden schon auszuführende Unternehmen noch einmal in Kürze erwogen. Alles verhieß dessen glückliches Gelingen. Die Witterung war gut, das Meer mäßig bewegt; der Wind vortrefflich. Ueberdies erhob sich auf dem Meere ein feiner, leichter Nebel, der sich allmälig verstärkte und die Fernsicht unmöglich machte.

Dies war ein sehr schätzbarer Vortheil, der seiner Flucht zu gut kam.

Aber noch ein bedeutenderer wurde ihm durch die Abwesenheit der englischen Fregatte geboten.

Oberst Campbell hatte sich nämlich auf derselben am Morgen nach Livorno begeben und gedachte erst am 28sten zurück zu kehren. Es mußte daher eine gewisse Zeit verstreichen, ehe dieser Nachricht von der Abreise erhielt und Napoleon gewann während dessen einen erheblichen Vorsprung vor seinen etwaigen Verfolgern.

Nachdem in solcher Weise Alles geordnet war, nahte die sechste Stunde.

Plötzlich ertönte in den Straßen die Allarmtrommel und rief die noch übrigen Truppen nach dem Platz.

In kurzer Zeit hatten sich dieselben daselbst versammelt. Offiziere und Soldaten zeigten Ueberraschung, und von Mund zu Mund ging die Frage, was dies Alles bedeuten sollte.

Keiner fühlte sich in der glücklichen Lage, eine befriedigende Antwort geben zu können.

„Müssen's abwarten!“ hieß es, ohne daß man auf den Gedanken gerieth, welchem wichtigen Unterneh-

men man entgegen ging. So gut war Napoleons Plan verheimlicht geblieben.

Dieser befand sich allein in seinem Arbeitskabinet, ging in großer Bewegung auf und ab, blickte auf das Meer und auf die im Golf ankernden Schiffe. An seinen Lippen schwebte das entscheidende Wort. Drouot, Bertrand und Cambronne befanden sich in dem Nebenzimmer, seiner Befehle harrend. Da stieg im Osten die volle Mondscheibe hell aus dem Meer, und kaum war dies geschehen, so trat Napoleon zu seinen Freunden und bemerkte in großer Bewegung:

„Die Truppen sollen sich einschiffen!"

Dieser Befehl wurde sofort nach dem Platz gesandt.

„Sagt Euren Lieben Lebewohl, Freunde. In wenig Stunden schiffen wir uns ein", sprach Napoleon darauf und begab sich alsdann zu der Fürstin. Er hatte trotz des wichtigen Vorhabens nicht vergessen, daß ihn Julia daselbst erwartete, ganz abgesehen, daß ihn das Verlangen erfüllte, sie noch vor seinem Scheiden für immer zu sehen und ihr ein Paar gütige Worte zu sagen.

Als er der Fürstin Gemach betrat, fand er diese mit Julia in lebhaftem Gespräch.

Pauline eilte ihm in großer Aufregung entgegen.

Er begrüßte sie und Julia in wohlwollender Weise, indem er dieser zugleich seine Freude, sie zu sehen, ausdrückte und sie alsdann aufforderte, ihn nach dem geöffneten Nebenzimmer zu begleiten. Als sie dasselbe betreten hatten, ergriff er ihre Hand und sprach in bewegtem Ton: „Julia, ich scheide von Elba, und es drängt mich mein Herz, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich gehe wichtigen Ereignissen entgegen und hoffe, das Glück wird mir dabei beistehen. Sie werden bald von mir hören. Gelingen mir meine Pläne, so sein Sie versichert, daß ich mich unserer Unterredung auf der Höhe von St. Martino erinnern werde. Ich gab Ihnen mein Versprechen und will dasselbe halten, falls mir die Macht dazu gegeben wird. Italien soll einig werden. Ihnen aber sage ich Dank für die glücklichen Stunden, die mir Ihre große Seele und ächte Weiblichkeit bereitet hat. Ich weiß, Sie lieben mich nicht, das soll mich jedoch nicht von dem Geständniß abhalten, daß Sie mir eine eben

so reine, als zärtliche Neigung für sich eingeflößt haben. Ich werde diese Empfindungen für meine Lebensdauer bewahren; denn ich fühle es, daß ich niemals eine ähnliche Zuneigung für ein weibliches Wesen hegen werde."

Er ergriff ihre Hände, zog die Erröthende sanft an sich und küßte sie auf die Stirn.

Ich hoffe, Sie einst unter glücklichern Verhältnissen wieder zu sehen, Julia. Bewahren Sie mir ein Andenken in Ihrem Herzen. Wollen Sie?" fragte Napoleon.

„O gewiß, Sire! Der Befreier Italiens, der Held des Jahrhunderts wird in ungeschwächter Frische in meiner Seele fortleben. Meine Gebete folgen Ihnen, Sire. Mögen Sie Ihre großen Ziele erreichen!" fiel Julia mit tiefer Bewegung ein.

„Ich gehe nach Frankreich und Paris," bemerkte der Kaiser, „und während unseres Gesprächs schiffen sich bereits meine Truppen ein."

„Welch ein kühnes Unternehmen!" rief Julia in höchster Ueberraschung.

„Es ist kühn; aber nur durch Kühnheit vermag ich zu siegen", fiel Napoleon ein.

„Und Sie werden siegen, Sire, dafür bürgt mir Ihr Muth und Ihre Klugheit, und haben Sie gesiegt, dann Sire, vergessen Sie Italien nicht!“ sprach Julia mit bewegtem Ton.

„Vertrauen Sie mir und meiner Liebe zu Ihnen, Julia — Zaire! Und so leben Sie wohl!“ sprach Napoleon, indem er sie nochmals flüchtig auf die Stirn küßte.

Er führte sie darauf in das Gesellschaftszimmer zurück. Kaum hatte er dasselbe betreten, als sich eine Thür öffnete und Madame Lätitia mit Zeichen der höchsten Aufregung erschien und auf Napoleon eilte, indem sie rief:

„O Sire, was soll geschehen?! Man sagt, die Truppen versammeln sich!“

„Ja, chère mère, es ist so. Sie versammeln sich, um sich nach Frankreich einzuschiffen,“ fiel Napoleon ein.

„Nach Frankreich?!“ rief sie im Tone höchster Ueberraschung.

„Ja, chère mère, und Du und die Fürstin werden mich entschuldigen, wenn ich euch erst heute damit bekannt mache.“ —

„O, was Sie thun, mein Sohn, ist immer recht und gut und bedarf keiner Entschuldigung“, fiel Madame Lätitia ein und fügte alsdann hinzu: „Sei denn Gott und das Glück mit Ihnen!“

Und sie eilte auf ihn zu und umarmte ihn in der tiefsten und freudigsten Bewegung. O endlich, endlich sollte er wieder zu seinem ehemaligen Glanz gelangen; denn daß dies unfehlbar geschehen müßte, war für sie, die Mutter, die den Sohn anbetete, keine Frage.

Der Kaiser kürzte den Abschied ab, da die Meldung einlief, daß die Einschiffung der Truppen in kurzer Zeit beendet sein würde. Zugleich erschienen Drouot, Bertrand, Cambronne und Bordone, um sich bei den Damen zu verabschieden.

Es war eine bewegte Scene. In der Mitte seiner Lieben und Getreuen stand Napoleon, während von dem Hafen her der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ von den sich einschiffenden Truppen erschallte. Freundliche Wünsche, herzliche Abschiedsworte wurden gewechselt, Umarmungen und Händedrücke ausgetauscht, je nach den vertraulichen Beziehungen der einzelnen

Personen zu einander. Denn auch die der Fürstin befreundeten Damen hatten sich bald darauf eingefunden und wurden nun in den bewegten Kreis gezogen. Während dieses Vorganges hatte Bordone, nachdem er sich bei der Fürstin und den übrigen Damen verabschiedet, einen günstigen Moment wahrgenommen, und war mit Julia in das geöffnete Nebengemach getreten, um ihr dort ohne Zeugen Lebewohl sagen zu können.

Seine Absicht gelang ihm vortrefflich und er schloß die Geliebte voll Zärtlichkeit in die Arme. In diesem Moment ertönte in ihrer Nähe Napoleons Stimme.

„Sieh da, welche Ueberraschung!“ rief er, sie wohlwollend betrachtend.

„Meine Braut, Sire“, sprach Bordone, Julia präsentirend.

„Eine frohe Botschaft,“ fiel Napoleon ein. O, ich freue mich von Herzen darüber; denn mir wird ein lebhafter Wunsch dadurch erfüllt, und ich empfinde eine hohe Freude in dem Bewußtsein, daß mein treuer Freund und Kampfgenosse das Herz der von mir so

hoch verehrten Julia gewonnen hat. Sie konnte keinen Würdigern wählen."

Er reichte ihnen freundlich die Hände dar, drückte die ihren, sagte Julia nochmals Lebewohl und begab sich alsdann in das Gesellschaftszimmer. Die Absicht, Julia ein Abschiedswort zu sagen, ließ den Kaiser diese aufsuchen und so ihre Liebe entdecken. Und es waren nicht leere Worte, wenn er seine Freude darüber ausdrückte; durch die Verbindung Julia's mit Bordone erhielt diese, wie er meinte, eine Genugthuung für den falschen Schein, den sein Benehmen gegen sie hervor gerufen hatte.

Der Augenblick der Trennung war gekommen, und die Männer schieden.

Vor dem Palais angelangt, bestiegen Napoleon und die Offiziere die für sie bereit stehenden Pferde, und unter dem Zuruf der Damen, die an den geöffneten Fenstern standen und Tücher schwenkten, sagte Napoleon seinem Palais für immer Lebewohl und begab sich nach dem Hafen.

Welch ein Getümmel empfing ihn in der Stadt! Mit dem Befehl zur Einschiffung der Truppen hatte

sich auch zugleich das Gerücht von Napoleon's Abreise verbreitet und die Einwohner in die höchste Bestürzung versetzt. Sie eilten aus den Häusern und blickten den vorüber ziehenden Truppen ungläubig nach, als der Ruf aus ihren Reihen: „Adieu für immer!" ertönte.

Als nun jedoch der Kaiser mit seinen Generälen erschien und ihnen ein Lebewohl zurief, schwand jeder Zweifel, und sie erkannten die große Klugheit, mit welcher er es verstanden hatte, seine geheimen Absichten, ohne daß sie das Geringste davon ahnen konnten, auszuführen.

Der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" „Glück auf die Reise!" begleitete ihn bis zum Hafenthor, durch welches er sich zu den Schiffen begab.

Es war acht Uhr Abends, als er die Barke bestieg, die ihn nach der Kriegsbrigg l'Inconstant führte. Von allen Schiffen empfing ihn der Jubelruf seiner Truppen.

Drouot, Cambronne und Bertrand begleiteten den Kaiser. Achthundert Mann der alten Garde befanden sich auf der Brigg.

Drei kleinere Fahrzeuge nahmen zweihundert

korsische Jäger, einhundert polnische Lanciers und ein Bataillon Voltigeurs, im Ganzen 1100 Mann an Bord.

Sobald der Kaiser die Brigg bestiegen hatte, musterte er die auf dem Deck aufgestellten Truppen.

„Grenadiere!“ rief er ihnen zu, „wir gehen nach Frankreich, nach Paris!“

Ein jubelndes „vive l'Empereur!“ antwortete ihm.

Kurze Zeit darauf stach die Flotille in See und bewegte sich bei dem mäßigen Winde nur langsam von der Insel. Wie viele Hoffnungen und Wünsche zogen mit ihr und zu welchen blutigen Ereignissen führten ihre Räume die kühnen Männer über das von sanften Winden kaum bewegte, mondbeglänzte Meer!

---

## Sechstes Capitel.

### Schluß.

Es bleibt uns nur noch wenig zu sagen übrig. Die Schicksale und Thaten Napoleons nach seiner Flucht von Elba sind so allgemein bekannt, daß wir dieselben hier nicht wiederholen dürfen. Auch liegt dieses außer dem Bereich unseres eigentlichen Vorwurfs. Wir wenden uns daher zu jenen Personen, welche Napoleon innig verbunden, in Elba zurück blieben und deren weiteres Leben und Ende weniger bekannt sein dürften; Madame Lätitia und die Fürstin Borghese.

Es bedarf kaum der Erwähnung, mit welcher Spannung sie den Nachrichten von Napoleon's Flucht und seiner Landung an Frankreichs Küsten entgegen sahen und welch ein Jubel ihr Herz erfüllte, als sie das Gelingen seines kühnen Zuges nach Paris vernahmen.

Die Fürstin begab sich wenige Tage nach Napoleon's Flucht in Begleitung ihrer Mutter nach Rom und wohnte bei derselben bis zum Jahre 1816, in welchem sie die Villa Sciarra in Rom kaufte und daselbst lebte. Sie hat sich mit ihrem Gemahl, dem Fürsten Borghese, nie wieder vereint, noch auch wurde diese Ehe getrennt.

Durch den Traktat vom 20. November 1815 wurde die ganze Familie Bonaparte aus Frankreich verbannt, und so sah sie sich genöthigt, in Italien zu bleiben.

Nach dem zweiten Sturz ihres Bruders und seiner Verbannung kränkelte sie viel und starb schon im Jahre 1825 am 9. Juni und zwar in Florenz im 42. Lebensjahre. Ihre Mutter überlebte sie noch um 11 Jahre. Dieselbe starb erst im Jahre 1836 am 2. Februar, allgemein geehrt und geachtet und 86 Jahre alt. Ihre Hoffnungen wurden ebenso wenig erfüllt, als diejenigen Julia's, Bordone's und der italienischen Patrioten.

Daß es in Napoleons Absicht lag, die Wünsche der Letztern nach Wiederherstellung seiner Macht zu erfüllen, steht geschichtlich fest. Seinem Neffen, der

des kaiserlichen Oheims Erbschaft angetreten, war die Erledigung dieser Aufgabe vorbehalten, die, wie bekannt, erst in der Gegenwart erfolgte.

Und die Kaiserträume des Knaben sind in Erfüllung gegangen, ohne daß die Königin Hortense sich an seinem Glück erfreuen durfte, da sie bekanntlich am 5. Oktober 1837 auf ihrem Landsitz Arenenberg bei Constanz starb. Sie war bis zu ihrer letzten Lebensstunde bedacht, diese Träume ihres endlich nur noch einzigen Kindes zu nähren.

Louis Napoleon wollte Kaiser von Frankreich werden und wurde es.

Auch in Bezug auf den Sohn der Gräfin P. hat Louis Napoleon die Wünsche seines Oheims erfüllt. Derselbe erschien im Monat Dezember 1852 als offizieller Botschafter Frankreichs vor der Königin Viktoria von England und brachte ihr die Nachricht, daß Louis Napoleon durch die Stimme des Volks zum Kaiser von Frankreich ausgerufen worden sei.

Bordone begleitete Napoleon nicht nur auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Paris, sondern wohnte auch den meisten in rascher Folge stattfindenden Gefechten

und Schlachten bei. Er empfing bei Waterloo eine Wunde, die ihn für längere Zeit unthätig machte.

Nachdem Napoleon am 22. Juni zu Gunsten seines Sohnes auf den Thron von Frankreich Verzicht geleistet, begab er sich nach Elba, woselbst er sich bald darauf mit Julia vermählte. Später siedelte er mit der Familie Vantini nach Livorno über, woselbst er fortan lebte. Er war bis in die neueste Zeit hinein für die Wiederherstellung seines zerstückelten Vaterlandes unausgesetzt thätig und eins der geachtetsten Mitglieder der italienischen Patrioten.

Grant und Giunti waren nach dem verunglückten Mordversuch auf Bordone nach Corsica geflohen, da Brulart in Folge der über Napoleon ausgesprochenen Verbannung nach Helena die ihnen gegebenen Aufträge zurück genommen hatte. Sie erachteten dies zu ihrer Sicherheit nothwendig. Daher ihr plötzliches Verschwinden von der Insel.

Die Lebensgeschichte Napoleon's hat den Namen Julia's aufbewahrt; sie war seine letzte Liebe, was das fernere Leben des verbannten Kaisers bestätigt.

**Ende.**

Bacher, Julius,

Napoleons letzte Liebe historischer Roman in zwei Abtheilungen

Bd.: 2,3

Berlin 1868